

STIMME

von und für Minderheiten

Wider den Einheitszwang

A black and white photograph of two hands reaching towards each other from the left and right sides of the frame. The hands are positioned as if they are about to meet or shake hands, with the fingers slightly curled. The background is dark, making the hands stand out.

Zeitschrift der Initiative Minderheiten

Eine schwere Entscheidung

Die Entscheidung zu treffen, fiel uns nicht leicht. Heftige Diskussionen, mehrfache Über- und Umarbeitung der Beiträge und schließlich andauernde Spannung begleiteten die Entstehung der vorliegenden Ausgabe der STIMME, die einer (selbst-)kritischen Bestandsaufnahme minoritärer Politik gewidmet ist. Ist es nicht ein Fehler, lautete die meistgestellte Frage, uns selbst derart „bloßzustellen“, indem wir die neuralgischen Punkte der Minderheiten-

organisationen und „-ideologie“ aufs Korn nehmen? Und dies angesichts des nicht besonders minderheitenfreundlichen politischen wie sozialen Klimas in Österreich? Leisten wir damit den deklarierten oder subtileren Gegnern der Minderheiten nicht Argumentationshilfe? Wie auch diese Bedenken ihre Richtigkeit haben mögen, so können und sollten sie nicht länger als Hürde vor der Überwindung eigener Schwächen dienen. Schließlich denken viele Minderheitenangehörige über die Probleme, die wir in dieser Nummer thematisieren, seit langem nach, bringen sie auch „intern“, im vertrauten Kreis anderer Minderheitenangehöriger, zur Sprache – und versuchen dennoch, nach „außen“ hin Einheit zu präsentieren, was im Endeffekt Schweigen bedeutet. In dieser schizophoren Gefühlslage reproduziert sich allerdings die traditionelle Minderheitenpolitik, die der Abschottung, der Ethnisierung und der Zwänge. Dabei geht es gar nicht um irgendwelche „Geheimnisse“ oder besondere Achillesfersen, sondern um allgemeine Probleme, die in der realen Welt der Politik entstehen und in jeder Mehrheitspartei den Alltag ausmachen: Wie weit kann der „Zwang zur Einheit“, durchaus vergleichbar dem Klubzwang im Parlament, als unumgängliche Voraussetzung des Zusammenhalts legitimiert werden?

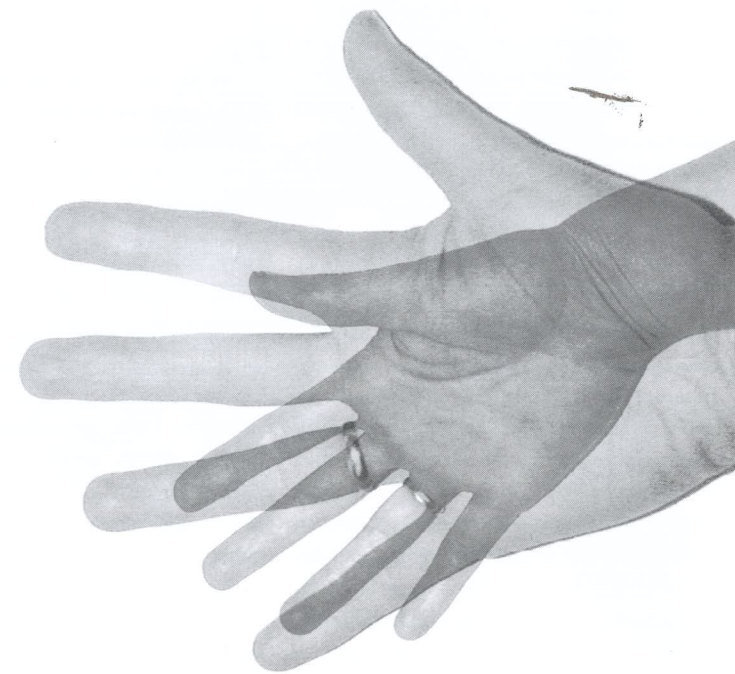
Welche Optionen zur freien Entscheidung lassen Minderheitenorganisationen in lebenswichtigen Fragen offen, und welche Optionen sollten etabliert werden? Wie soll schließlich die verbindende Grundlage einer Gruppeninteressen-Politik definiert werden, und wie oft? Es geht der STIMME gar nicht darum, die langweilige Rolle der „Tabubrecher“ anzunehmen, von denen es in jedem Lebensbereich nur so wimmelt. Wir wollen nicht das „Unbewußte“ einer (hier: der eigenen) politischen Szene aufdecken; wir wollen eine angemessene Plattform schaffen für die Thematisierung einiger Punkte, die als solche sehr wohl den meisten Betroffenen bewußt sind, aber bisher kein geeignetes Medium für ihre Aussprache gefunden haben.

So wollen wir uns – beginnend mit dieser Ausgabe – hin und wieder mit den Problemen auseinandersetzen, die der minoritären Politik entspringen und eine Gefahr für deren Erfolg bedeuten. Dabei half uns ein Motto, dem wir auch in der Zukunft treu bleiben wollen: Wenn wir dies nicht tun, wer denn?

Es ist um einiges besser, stets selbst wach zu sein, als irgendwelche selbsternannten Wächter zu haben, die uns zeigen wollen, wo es langgeht.

Hakan Gürses

STIMME von und für Minderheiten ist das vierteljährliche Vereinsblatt des Vereins zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten (*Initiative Minderheiten*). **Medieninhaber und Verleger:** Bürgerinitiative Demokratisch Leben, Tiergartenstr. 25, 6020 Innsbruck; **Herausgeber:** Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten (*Initiative Minderheiten*), Gumpendorfer Str. 15/13, 1060 Wien, Tel: 01/586 12 49-12; **Redaktion:** Gumpendorfer Str. 15/13, 1060 Wien, Tel: 01/586 12 49-12 Fax: 586 82 17, e-mail: initiative.minderheiten@blackbox.at; **Chefredakteur:** Hakan Gürses; **Redaktionelle Mitarbeit:** Hikmet Kayahan (hk), Gerald Nitsche, Vladimir Wakounig, Franjo Schruiff, Ursula Hemetek, Michael Oertl, Beate Eder-Jordan, Gabriele Müller-Klomfar (gmk); **Ständige AutorInnen:** Erwin Riess, Dieter Schmutzer, Margit Rohringer, Stefan Nicolini, Gabriele Hebenstreit, Katina Lair, Kahlauer, a.çiçek, mh, M. Fürst; **Fotoredaktion:** Mehmet Emir; **Zeichnungen:** Hakan Gürses, Andreas Ohrenscharl; **Graphische Gestaltung:** schultz+schultz-Mediengestaltung; **Herstellung (Repro & Druck):** Drava Verlags- u. Druckgesellschaft m.b.H., Tarviser Str. 16, A-9020 Klagenfurt/Celovec, Tel.: 0463/50 566; **Verlags- und Erscheinungsort:** Innsbruck; **Verlagspostamt:** 6020 Innsbruck. *Namentlich gezeichnete Artikel müssen nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wiedergeben.* **Aboverwaltung:** Hikmet Kayahan (Redaktionsadresse); **Jahresabo** (4 Hefte): öS 180,-; für Vereinsmitglieder kostenlos.



Wider den Einheitszwang

Wie jedes politische Unterfangen ist auch die minoritäre Politik mit den Tücken der Praxis konfrontiert. Dazu gehört die Gefahr, bestimmte Muster der „gegnerischen“ Politik unbewußt zu übernehmen. So begegnen uns in der politischen Praxis der Minderheitenorganisationen eine Reihe von „ungeschriebenen Gesetzen“ und ein Verhaltenskodex, die unweigerlich das produzieren, wogegen sich diese Organisationen eigentlich richten. Besonders im Umgang mit den eigenen Angehörigen erzeugen minoritäre Gruppen einen Druck, der auf dem einzelnen lastet, seine Identität formt und seine Interessen zugunsten der „corporate identity“ ausblendet. Die Bemühung für eine pluralistische Gesellschaft ruft somit selbst monolithische Organisationsformen und Ziele hervor. Die Wurzeln dieses „Zwangs zur Einheit“ liegen aber nur zum Teil in den äußeren Gegebenheiten (wie etwa in der realpolitischen Voraussetzung, eine soziale Bewegung oder politische Gruppe nur als ungeteilte Kraft zu akzeptieren). Meist ist dieser Druck „hausgemacht“, er entsteht nicht selten durch die Hand der „Eliten“, die per definitionem dazu neigen, ihre eigenen Anliegen und Vorstellungen als die der gesamten Gruppe zu betrachten und dieser aufzuzwingen.

Mit diesem Problem befassen sich die Beiträge von Vladimir Wakounig und Franjo Schruiff – zwei Autoren, die aufgrund ihrer langjährigen Erfahrungen als engagierte Minderheitenangehörige ihre Argumente größtenteils „aus dem Leben“ greifen.

Mit einem weiteren wunden Punkt minoritärer Politik setzt sich der Artikel von Dieter Schmutzer auseinander: dem „unmotivierten“ Bünd-

nis. Müssen Minderheiten um jeden Preis miteinander kooperieren, nur weil sie Minderheiten sind, also als einzelne Gruppe zu schwach? Diese Frage ist für uns von größter Bedeutung, zumal die *Initiative Minderheiten* eine Allianz unter Minderheiten als ihr wichtigstes Ziel erachtet und an einer differenzierten Betrachtung der Gründe und Bedingungen von Allianzen interessiert ist.

Der Dialog zwischen Groll und Tritt findet diesmal über ein aktuelles Problem statt, das eine äußere Gefahr für die Politik der Minderheiten darstellt: Die Gleichstellungsmaßnahmen, in Ländern wie USA wichtigster Bestandteil des Minderheitenschutzes, finden allmählich weniger Anklang bei der gesamtgesellschaftlichen Politik. Daß in Österreich sogar diese beklagenswerte Tendenz Zukunftsmusik ist, entgeht natürlich nicht einem Realisten wie Groll.

Stimmen

Im nun zu Ende gegangenen Jahr gegen Rassismus wurde viel über Rassismus gesagt und geschrieben. Vom strukturellen, differentialistischen, kulturalistischen Rassismus, vom Rassismus ohne Rasse war die Rede, auch von „benachbarten“ Begriffen wie Fremdenfeindlichkeit, Antisemitismus, Sexismus etc. Wie es aber oft in solchen Fällen der allgemeinen Thematisierung passiert, mangelte es an differenzierten und dennoch übersichtlichen Darstellungen des Begriffs und seiner aktuellen Inhalte. Mit dem Artikel von Doris Sottopietra, der die wichtigsten brisanten Fragestellungen zu diesem Thema umfaßt, ohne seine „Lesbarkeit“ einzubüßen, wollen wir einen Beitrag zur praxisorientierten Analyse des Rassismus leisten.

Impressum	2
Der Zwang zur Einigkeit V. Wakounig	4
Für ein Minderheitenrecht auf politische Vielfalt F. Schruiff	6
Bemerkungen zum Volksgruppenreport C. Kogoj	7
Die große Koalition? D. Schmutzer	8
Groll und Tritt E. Riess	10
„Ein Gespenst geht um in Europa – das Gespenst des Rassismus“ D. Sottopietra	11
Das Vergleichende Wörterbuch G. Novaković	14
Der Reisepaß M. Abado	16
Das Gelobte Land S. Nicolini	18
Gespräch mit Goran Rebić M. Rohringer	19
Das Bild der Kärner in der Literatur G. Egger	20
Brief aus Stambul G. Nitsche	22
Minderheiten und Kultur E. Müller	24
Minderheitenrechte als Menschenrechte	24
News	25
Schreiben zwischen den Kulturen	26
Alle verwandt – alle verschieden	26
Die HAK, die Liebe und das Theater E. Springer	26
CD-Tips	27
Buch-Tips	28
Kahlauers Tagebuch	31

Der Zwang zur Einigkeit

Wieviel Pluralität verträgt die Minderheit?
Von Vladimir Wakounig

Folgt man den großen gesellschaftlichen Entwicklungen des letzten Jahrzehnts, so fallen grundlegende soziale, politische und kulturelle Umbrüche auf. Die großen Entwürfe, Weltbilder und Ideologien, die Lebenszusammenhänge und politische Systeme begründet haben, gehören der Vergangenheit an. In den Vordergrund treten viele individuelle „Erklärungen“ mit einem reduzierten Wahrheitsanspruch, um die täglichen Risiken und Widersprüchlichkeiten bewältigen zu können. Nicht die Geradlinigkeit bestimmt die Veränderungen, vielmehr haben wir es mit Ungewissheiten, Umwegen, Irritationen und Diskontinuitäten zu tun.

Verliert das Ethnische an Bedeutung?

Für Institutionen und Gesellschaften, die gewohnt waren, ihren Mitgliedern die richtigen Deutungsmuster und das richtige Identitätskonzept weiterzugeben, sind der Verlust ihrer Totalität und die Minderung ihrer Bedeutsamkeit nur schwer zu ertragen. Besonders gilt diese Feststellung für Minderheiten bzw. Volksgruppen, die zunehmend erkennen müssen, daß sie nicht mehr den zentralen Lebenssinn ihren Angehörigen vorgeben können, sondern „die Politik der Subjekte das Zentrum des Lebensraumes bildet“ (Bauman 1995: 231).

Es ist zu einer Verlagerung der Gewichtungen und Bedeutsamkeiten gekommen. Während noch vor Jahren das Ethnische das einzige Wertesystem und die einzige „Kernauctorität“ (Bauman) für die Orientierung und das Handeln von Minderheitenangehörigen zu sein schien (bzw. als solches wahrgenommen wurde), ist es heute nur mehr eine pseudo-repräsentative Konstruktion von Totalität. Immer mehr Menschen aus ethnischen Minderheiten verstehen sich als autonome Subjekte, in deren Alltag und Bewußtsein das Ethnische nicht mehr das einzig bestimmende und prägende Handlungsmotiv ist. Das Engagement in sog. Volksgruppenfragen macht nur mehr einen Teilbereich aus, weil Menschen gezwungen sind oder auch das Interesse haben, ihre Aufmerksamkeit auf andere gesellschaftliche Lebensbereiche und Lebenszusammenhänge zu verteilen. Beispielsweise Bedrohung durch Arbeitslosigkeit, Gewalt im Alltag, zunehmende Umweltschäden sind Problembereiche, die

existentielle Auswirkungen haben und vom einzelnen eine Auseinandersetzung verlangen.

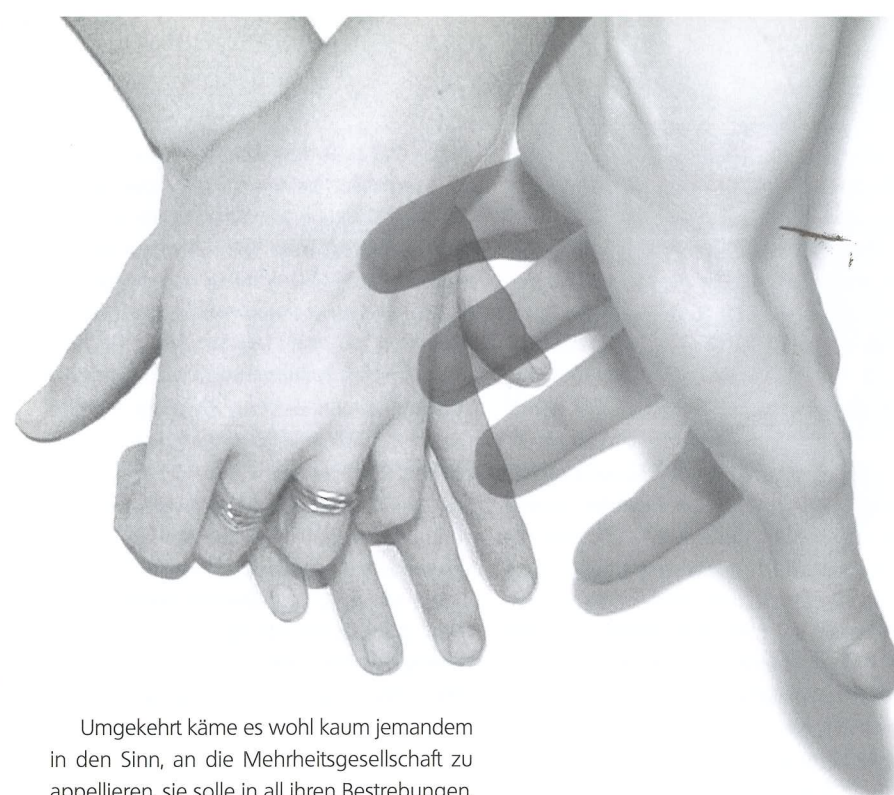
Bei ethnischen Minderheiten ist zu beobachten, daß sie mit der Differenzierung von Interessen, mit der Pluralität von Weltanschauungen, mit verschiedenen Parteipräferenzen und mit der unterschiedlichen Gewichtung von Lebensbereichen kaum umgehen können. Minderheiten neigen dazu, den allgemeinen gesellschaftlichen Aufbruch hin zur Vielfalt für ihre eigenen Strukturen zu unterbinden und die Bedeutung von Unterschieden für ihre Angehörigen zu leugnen. Besonders politische Eliten von Minderheiten, die ein nationalistisches Verständnis von Volksgruppe bzw. Ethnie propagieren, sehen in der zunehmenden Verselbständigung von Personen hinsichtlich des politischen Engagements ein für die Volksgruppe „schädliches Verhalten“.

Von daher ist die Frage berechtigt, ob die Forderung nach „geschlossener Einigkeit“ in Wahrheit das emanzipatorische und autonome Auftreten von Minderheitenangehörigen unterdrücken will. Minderheiten bzw. ihre Führungseliten sind bestrebt, die „neue Unübersichtlichkeit“ (vgl. Habermas 1985), die der allgemeine gesellschaftliche Wandlungsprozeß mit sich bringt, innerhalb der Minoritäten nicht Realität werden zu lassen. Der Ruf nach Ordnung ist nicht überhörbar.

In einer demokratischen, zivilen und zunehmend komplexen Gesellschaft kann jedoch das Ethnische nicht mehr jenes Ordnungsprinzip sein, das die Angehörigen einer Volksgruppe zu einem ausschließlich einheitlichen Vorgehen und Handeln in politischen, sozialen und kulturellen Angelegenheiten verpflichtet. Noch weniger läßt sich eine einzige organisatorische Struktur durchsetzen, die für sich die alleinige politische Vertretung beansprucht und ethnischer Exklusivität entsprechend funktioniert. Hinter der Forderung nach „politischer Einigkeit“ versteckt sich die Strategie der „sozialen Schließung“: Unter Berufung auf das Ethnische sollen im Grunde jene vom Zugang zu Vergünstigungen, Arbeitsplätzen, besseren Lebenschancen usw. ausgeschlossen werden, die das Ethnische nicht als ausschließliches Leitmotiv für ihr Handeln sehen oder ein anderes Deutungsmuster ihrer Volksgruppenzugehörigkeit haben. Die „soziale Schließung“ nach ethnischen Kriterien wird von Verfechtern der „politischen Einigkeit“ vor allem deshalb so vehement betrieben, weil man die machtpolitischen Vorzüge für „uns“ reservieren will (vgl. Kössler/Schiel 1995: 10).

Einigkeit – eine Herrschaftsstrategie?

Mittlerweile gehört es zur allgemeinen politischen Rhetorik, daß Minderheiten einig sein sollen.



Umgekehrt käme es wohl kaum jemandem in den Sinn, an die Mehrheitsgesellschaft zu appellieren, sie solle in all ihren Bestrebungen, ihren Ansprüchen, ihren Perspektiven, ihrem Umgang mit Macht, ihrer Organisiertheit einheitlich sein. Für Angehörige der Mehrheitsgesellschaft sowie Personen der herrschenden Strukturen gehört es zur Selbstverständlichkeit, daß sie Differenzierungen in Anspruch nehmen und sich bei politischem, sozialem und gesellschaftlichem Engagement durch keine Einheitsforderungen einengen lassen.

Meine Behauptung ist, daß sich die Einigkeit nicht auf einen Lebensbereich einschränken läßt, beispielsweise auf das einheitliche politische Auftreten. Wird einmal die Einigkeit zur Norm eines Lebens- und gesellschaftlichen Bereiches, so läßt sich dieser Prozeß der Vereinheitlichung nicht mehr aufhalten. Das heißt, die Verdrängung der Pluralität greift auf alle jene Bereiche, die für eine Minderheit von Bedeutung sind. Hat sich das Ethnische unter dem Deckmantel „In der Einheit liegt die Stärke!“ als probates Herrschaftsmittel durchgesetzt, sind Versuche des Erhalts der Vielfalt in ihrer Wirkung sehr beschränkt. Die Durchsetzung der Einigkeit bzw. der Vereinheitlichung minoritärer Strukturen bedeutet genaugenommen die Uniformierung des gesamten minoritären Alltags, wo persönliche und abweichende Lebensstile nicht geduldet werden. Der einmal zugelassene und eingeleitete Uniformierungsprozeß entwickelt eine Selbstdynamik, die kaum noch zu unterbinden ist. Der Uniformierungsprozeß verläuft entlang des Ethnischen, d. h. das Handeln der einzelnen Menschen wird ausschließlich danach beurteilt, ob es zur Stärkung des ethnischen Bewußtseins beiträgt.

Sofern dieses Handeln nicht „als Dienst am Ethnischen“ wahrgenommen werden kann, fällt es aus der Kategorie des Nützlichen und Förderungswürdigen und ist daher vernachlässigbar. Eine solche politische Strategie verlangt,

daß „Bedürfnisse des Menschen“ nur vor dem Hintergrund einer verlässlichen Zugehörigkeit zur Ethnie definiert und geäußert werden dürfen (vgl. Hamburger 1995: 247). Es wird von den Minoritätsangehörigen mehr als bis jetzt erwartet, daß sie in ihre „eigenen“ Institutionen drängen und sich auch einem bestimmten Verhaltenscodex unterwerfen. Jedes andere Verhalten bedeutet einen Selbstausschluß aus der Volksgruppe. Die Uniformierung des politischen und kulturellen Bereiches von Volksgruppen läuft darauf hinaus, den gesamten Alltag und damit auch jegliches Alltagshandeln von Angehörigen zu ethnisieren. Sie werden damit einem unerträglichen Druck ausgesetzt, weil die Universalisierung des Ethnischen ein Handeln nach nicht-ethnischen Interessen und Bedürfnissen als minderwertig abqualifiziert.

Der Appell an die Einheit und Einigkeit erweist sich demnach ausschließlich als Herrschaftsstrategie, die dazu dient, Kontrolle über das Verhalten und die Aktivitäten der Volksgruppenangehörigen auszuüben. Diese Herrschaftsstrategie wird umso deutlicher, wenn davon jene Aktivitäten von Volksgruppenangehörigen betroffen sind, die gegen die Ethnisierung des Politischen und des Kulturellen ausgerichtet sind.

Erforderlich ist eine Politik der Anerkennung

Die Vereinheitlichung minoritärer Strukturen läßt sich in einer Zeit, da Pluralität zum Markenzeichen einer zivilen Gesellschaft geworden ist, nicht mit demokratischen Mitteln herstellen. Sie ist nur mit politischen Erpressungen und Drohungen durchsetzbar. Dies ist kürzlich bei einer Ansprache des Vizechefs der Regierung der Republik Slowenien, Marjan Podobnik, vor den politischen und kulturellen Ver-

tretern der slowenischen Volksgruppe in Klagenfurt deutlich geworden. Die slowenische Regierung, so Podobnik, sei nur mehr bereit, jene Programme der Kärntner Slowenen zu unterstützen, die ausdrücklich die „Stärkung des nationalen Bewußtseins zum Ziel haben“, sowie jene slowenischen Organisationen zu subventionieren, die eine „einheitliche demokratische Vertretung“ wünschen. Solche Äußerungen sind kaum mit einem Demokratieverständnis in Einklang zu bringen, das politische und kulturelle Vielfalt als wesentliche Bedingungen einer funktionierenden Demokratie innerhalb einer Volksgruppe voraussetzt.

Eine solche Auffassung von Demokratie widerspricht auch den Bestrebungen einer zivilen Gesellschaft, die die Koalitionsfreiheit als Grundfreiheit einfordert. Wenn die Koalitionsfreiheit eine unumgehbare Voraussetzung dafür ist, daß sich Menschen entsprechend ihrer unterschiedlichen Interessenslage und Gesinnung zusammenschließen können, dann sind alle Interventionen und Erpressungen seitens der Herrschenden zu bekämpfen, die diese Grundfreiheit in Frage stellen und bedrohen.

Sowohl Mehrheit als auch Minderheit müssen begreifen, daß sich Verhältnisse einer zivilen Gesellschaft nur mit einer „Politik der Anerkennung“ von Differenzen und Pluralität herstellen lassen (vgl. Taylor 1993). Der politische Vereinheitlichungsprozeß entlang des ethnischen Bekenntniszwanges kann kein Beitrag zu Gerechtigkeit und Liberalität sein. Vielmehr werden mit der Ethnisierung des politischen und kulturellen Alltags Intoleranz, Marginalisierung und Eliminierung von Vielfalt gefördert (vgl. Benhabib 1995). Demokratische Verhältnisse werden nicht durch die Mystifizierung des Ethnischen geformt, sondern primär durch die Bereitschaft, das Andere, das Differenten zu akzeptieren und zu fördern. Der Motor der Demokratie bleibt die Heterogenität der Wirklichkeit, nicht aber die Einebnung von Unterschieden.

Literatur

- Bauman, Zygmunt:** Ansichten der Postmoderne. Argument: Hamburg 1995
Benhabib, Seyla: Demokratie und Differenz. Betrachtungen über Rationalität, Demokratie und Postmoderne. In: Brumlik, Micha/Brunkhorst, Hauke (Hg.): Gemeinschaft und Gerechtigkeit. Fischer: Frankfurt/M. 1995, S. 97 - 116
Habermas, Jürgen: Die Neue Unübersichtlichkeit. Suhrkamp: Frankfurt/M. 1985
Hamburger, Franz: Wider die Ethnisierung des Alltags. In: Neue Praxis, 1995/3, S. 246 - 248
Köbler, Reinhart/Schiel, Tilman: Nationalstaaten und Grundlagen ethnischer Identität. In: Köbler, R./Schiel, T. (Hg.): Nationalstaat und Ethnizität. IKO-Verlag: Frankfurt/M. 1994, S. 1 - 22
Taylor, Charles: Die Politik der Anerkennung. In: Gutman, Amy (Hg.): Multikulturalismus und die Politik der Anerkennung. Fischer: Frankfurt/M. 1993, S. 13 - 79

Für ein Minderheitenrecht auf politische Vielfalt

von Franjo Schruiff

„Es ist das ewige Problem der Minderheiten, daß sie so zerstritten sind. Man weiß ja nie, was sie wirklich wollen. Trotz bester Absichten können wir denen nicht helfen, wenn sie sich nicht einmal selbst einigen können.“ Eine alte Leier, die die Minderheiten immer wieder zu hören bekommen. Manche glauben sogar selbst daran und wollen durch die Ausschaltung ihrer inneren Vielfalt den Machthabern noch mehr Macht geben. Um den Preis der inneren demokratischen Verfassung soll für die eigene Gruppe ein größerer Teil des Kuchens der Macht in der Gesamtgesellschaft erkauf werden. Aber da sind wir bei einer Kernfrage der Minderheitenpolitik.

Kann man von einer Minderheit erwarten, daß sie auf differenzierte Ansichten verzichtet? Kann es eine Kultur der Vielfalt im Großen geben, wenn die Vielfalt schon im Kleinen als negativ, zumindest aber als hinderlich empfunden wird?

Wie „ein Mann“ auftreten?

Oder anders gefragt: Ist die Forderung zulässig, alle Minderheitenangehörigen mögen sich un-

ter einer Fahne versammeln, unter einer Führung? Haben nicht Minderheitenangehörige genauso ihr Recht auf Vielfalt, wie es Vertreter von Minderheiten für sich im Rahmen der Gesamtgesellschaft einfordern? Freilich ist die Versuchung mancher Funktionäre groß, den Druck, den die Mehrheit auf sie ausübt, auf die eigenen Minderheitenangehörigen weiterzugeben. Es ist eben leichter, als Vertreter einer homogenen Gruppe aufzutreten, die wie „ein Mann“ hinter der ersten Garnitur steht. So verlangte ein ehemaliger Vorsitzender des Rates der Kärntner Slowenen 1992¹: „Es ist notwendig, daß die Volksgruppe nach außen mit einer Stimme spricht. Wer für die Integration in die Parteien der Mehrheit und gleichzeitig gegen eine starke Vertretung der Minderheitenorganisationen, gegen das slowenische Parlament ist, der ist ein Assimilant. Diese Leute vertreten absichtlich oder unabsichtlich die Assimilation.“

Damit trifft er genau am Kern der Sache vorbei und fügt sich der scheinheiligen Forderung der Machthaber, man möge sich doch bitte zuerst intern einigen. Aber: Ein Minderheitenkonzept, das nur mit einer Stimme sprechen will, muß alle anderen Stimmen verstummen lassen. Doch das ist eine zutiefst undemokratische Art von Politik. Es wird schwierig für Minderheiten sein, glaubhaft für eine Vielzahl von Stimmen, Sprachen und Kulturen aufzutreten, wenn zugleich eine Politik der Stimmenreduzierung propagiert und praktiziert wird.

Recht auf Identität

Wenn man mit einer modernen Minderheitenkonzeption davon ausgeht, nicht Minderheiten als solche (und damit abstrakte Konstrukte), sondern Minderheitenangehörige (und damit konkrete Menschen mit ihren Identitäten, Sorgen, Wünschen und Rechten) zu verteidigen und zu fördern, dann ist ein Vereinheitlichungskonzept denkbar ungeeignet. Wenn der Minderheitenangehörige selbst und nicht ein – mit welchen Kriterien auch immer abgegrenztes – nationales Kollektiv Träger von Menschenrechten und Minderheitenrechten ist, dann verbietet sich ein Vereinheitlichungskonzept. Es muß dem Menschen obliegen, gemeinsam mit anderen seine Würde als Mensch und Minderheitenangehöriger wahrzunehmen und zu verteidigen.

Auch Volksgruppenorganisationen werden zur Kenntnis nehmen müssen, daß nicht sie das Recht auf Identität haben, sondern daß dieses Recht beim Menschen selbst liegt. Er selbst entscheidet, ob er seine Identität so oder so bewahren möchte, ob er sich assimilieren oder integrieren oder separieren möchte.

Halt, halt, werden jetzt die Minderheitenabwehrkämpfer rufen: Assimilieren darf sich

keiner, und außerdem wäre eine Entscheidung zur Assimilation keine freiwillige, weil sie aus der Unterdrückung von Minderheiten in unserer Gesellschaft folgt. Und damit haben sie immerhin zur Hälfte recht. Es stimmt, daß der Sprach- und Kulturverlust der Volksgruppen in Österreich in erster Linie auf den Druck der einsprachigen Mehrheitsgesellschaft zurückzuführen ist und daß hier angesetzt werden muß. Es stimmt, daß wir sehr weit von einer offenen und toleranten Gesellschaft entfernt sind und daß viele Volksgruppeninitiativen eine zentrale Funktion übernommen haben, um Österreich in dieser Hinsicht besser und lebenswerter für alle zu gestalten. Es stimmt aber nicht, daß sich ein Volksgruppenangehöriger nicht assimilieren dürfe. Wenn eine freie Entscheidung zur einen oder zur anderen Gruppe möglich ist, dann muß sich jeder entscheiden dürfen. Ja selbst wenn die Entscheidung zur Assimilation unter sozialem und strukturellem Druck erfolgt, ist sie zu respektieren. Volksgruppenorganisationen müssen sich darum kümmern, den Druck wegzunehmen oder die Menschen zu stärken, sie können aber nicht Menschen verurteilen, weil diese dem Druck nicht standhalten können oder wollen.

Die Ethnparteien

Volksgruppenvereine haben zu respektieren, daß sie ihre Mitglieder vertreten, daß sie aber die Menschen nicht mediatisieren können. Wenn Volksgruppenangehörige – aus welchen Gründen auch immer – ihre Interessen insgesamt am besten gewahrt sehen, wenn sie sich bei dieser oder jener (oder keiner) Partei, in dieser oder jener (oder keiner) Religion, in dieser oder jener Bürgerinitiative gemeinsam mit Mehrheitsangehörigen engagieren, dann ist das ihr gutes Recht, sowenig nachvollziehbar es auch für Angehörige anderer politischer und gesellschaftlicher Lager sein mag. Gerade jene, die so sehr für die Einheit eintreten und ethnische Kriterien an die Spitze ihrer Wertepyramide stellen, sollten Volksgruppenangehörige nicht ausgrenzen, nur weil sie verschiedene politische Ansichten vertreten und angeblich damit ihre „nationalen Interessen verraten“.

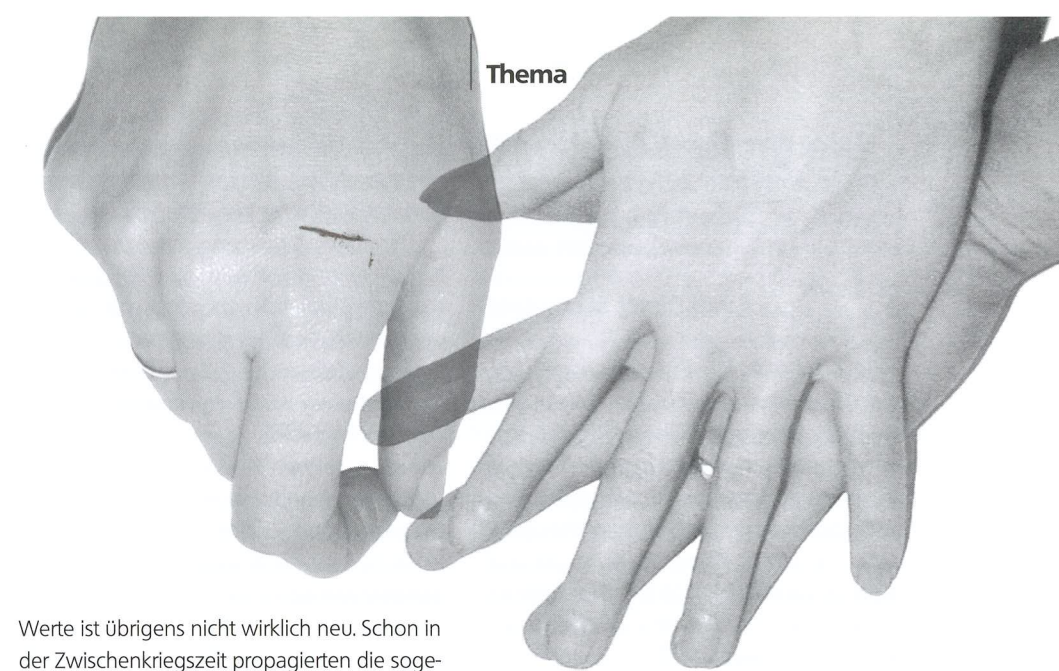
Natürlich ist es wünschenswert, ja sogar notwendig, daß die Volksgruppenorganisationen versuchen, ihre Interessen politisch umzusetzen. Problematisch sind aber „nationale Parteien“, deren Bestrebungen auf eine Alleinvertretung der Volksgruppe hinauslaufen. Erst dadurch kommt es zu einer tiefgreifenden Spaltung der Volksgruppe, welche die Befürworter dieser „nationalen Parteien“ dem Pluralismus innerhalb der Volksgruppe vorwerfen. Eine Ethnpartei läuft Gefahr, Druck auf die Volksgruppenangehörigen auszuüben, damit sich diese zur Partei bekennen; ansonsten wird der Betreffende nicht als

Angehöriger der Volksgruppe akzeptiert. Wenn in einer Gemeinde Kroaten gegen Kroaten oder Slowenen gegen Slowenen Wahlkampf führen, wer der bessere Kroat oder Slowene ist und wer aufgrund seiner politischen Meinung nicht „echter“ Kroat oder Slowene sein darf, dann kann das wohl nicht im Sinne der gesamten Volksgruppe sein. Eine derartige Politik nützt in Wahrheit jenen, die an einer Schwächung der Volksgruppen interessiert sind. Das Modell ist übrigens auf alle anderen Minderheiten bis hin zu gesellschaftlich diskriminierten Gruppen wie Frauen übertragbar.

Ausschaltung der Kritik

Daß mitunter Volksgruppenangehörige unter der vielbeschworenen Einheit keine Integration aller Volksgruppenangehörigen „unter ein Dach“, sondern bisweilen ein Kampfmittel gegen andersdenkende Volksgruppenangehörige sehen, zeigen sonderbare Aussagen rund um die Vergabe von Radiolizenzen an ein zweisprachiges Lokalradio in Kärnten. Dort hatten sich zwei Anbieter aus der slowenischen Szene (die jeweils für eines der beiden großen politischen Lager innerhalb der slowenischen Volksgruppe stehen) in einer Art Vernunftfehde zusammengeschlossen, um gemeinsam eine Radiolizenz zu bekommen. Kaum war die Lizenz da, warf der Vertreter eines der beiden zerstrittenen Lager via Kronen Zeitung den Kärntner Freiheitlichen (sic) vor, daß diese es nicht verhindert hätten, daß „linke“ slowenische Vereine zu einer Radiolizenz gekommen seien. Es stimmt schon. Auch durch die Ausgrenzung und Ausschaltung unangenehmer Kritiker in den eigenen Reihen läßt sich Einheit herstellen.

Die Idee von ethnischer Vereinheitlichung und politischer Unterordnung unter ethnische



Werte ist übrigens nicht wirklich neu. Schon in der Zwischenkriegszeit propagierten die sogenannten „Nationalitätenkongresse“ (die Vorläuferorganisation der heutigen Föderalistischen Union Europäischer Volksgruppen) ein nationalistisches Vereinheitlichungskonzept, das diese „Einheit“ durch die Eliminierung von politischen und weltanschaulichen Unterschieden erreichen wollte. In einem programmatischen Beitrag² wurde daher festgelegt: „Es ist ein Unding, wenn sich eine Nationalität in Parteien zerschlägt und jede derselben nach Beteiligung an der ‚Staatsführung‘ strebt. Jedes dieser Völker kann nur aus seinem Eigenleben die innere Einheit und das Lebensrecht finden. ... Der Auffassung des Volkes als einer bestimmten Quantität von Menschen setzt der Nationalsozialismus mit aller Entschiedenheit den Begriff der Qualität – der Arteigenheit und der Artbestimmtheit – des Volkes entgegen.“

Wohin eine politische Vereinheitlichung auf nationaler Basis führt, war schon wenige Jahre später klar. Kaum hatte der Nationalsozia-

Bemerkungen zum Volksgruppenreport 1997

Schlagwörter wie *Personalaautonomie, zweisprachige Kindergärten und Aufschriften* sowie *eine muttersprachliche Medienversorgung* standen – wie im Vorjahr – auch heuer wieder im Mittelpunkt der Präsentation des 2. Volksgruppenreports, der vom Österreichischen Volksgruppenzentrum herausgegeben wird. Darüber hinaus wird am Memorandum der Volksgruppenbeiräte bemängelt, daß es laut Präsidenten des Volksgruppenzentrums, Marjan Pipp, „ein minimalistisches Papier“ darstelle und die darin geforderte Staatszielbestimmung den Staatsvertrag für „obsolet“ erkläre. Zum Positiven verändert habe sich also nur wenig, so die Bilanz.

Daß der Forderung nach einer öffentlich-rechtlichen Vertretung („Ethno-Kammer“) der

Kärntner Slowenen auch dieses Jahr überdurchschnittlich viel Raum eingeräumt wird, verwundert dabei nur wenig. Liest sich doch der gesamte Report wie ein Programm des christlich-konservativen Rates der Kärntner Slowenen (Narodni Svet Koroski Slovencev), eine der Mitgliedorganisationen des Volksgruppenzentrums. Der Rat beansprucht für sich schon seit Jahren die alleinige politische Vertretung der Slowenen in Kärnten und fordert damit eine einheitliche ideologische Ausrichtung der einzelnen Volksgruppenangehörigen. Die Argumente dabei erinnern an altbekannte Muster, die schon bei der Entstehung der europäischen Nationalstaaten im 19. Jahrhundert angewendet wurden – zum Zweck ethnischer Homogenisierung. Und diejenigen, die sich diesen nationalisti-

asmus die Macht und die technischen Mittel zur Umsetzung der Idee der nationalen Vereinheitlichung der Gesellschaft, wurden die einen politisch unterdrückt und die anderen ausgegrenzt und gemordet.

Politische Vielfalt ist eine Grundvoraussetzung einer funktionierenden demokratischen Gesellschaft. Genauso wie Anhänger verschiedener politischer Richtungen gute Österreicherinnen und Österreicher sein können, müssen auch Angehörige verschiedener politischer und gesellschaftlicher Richtungen gute Volksgruppenangehörige sein dürfen. Wer das nicht zulassen will, geht einen ersten Schritt in Richtung Totalitarismus und Minderheitenfeindlichkeit.

¹ Matevz Grilc, zitiert nach der Tageszeitung „Republika“ vom 15. Dezember 1992.

² Norbert Gürke: Der Nationalsozialismus, das Grenz- und Auslandsdeutschum und das Nationalitätenrecht. In: Nation und Staat 1/1932, Verlag Braumüller, Wien.

schen Mechanismen widersetzen, werden als „Assimilanten“ bezeichnet.

So notwendig eine Bestandsaufnahme, die auch alle wichtigen Indikatoren (gesetzliche Rahmenbedingungen, Medien, Bildung, internationale Vergleiche etc.) enthält, für die österreichischen Volksgruppen ist, so augenscheinlich ist die ideologische Ausrichtung des vorliegenden Reports. Wenn damit argumentiert wird, daß die Mehrheit der Kärntner Slowenen für eine politische Vertretung sei, wird im Grunde dasselbe Prinzip angewandt, unter dem man als Minderheit so sehr leidet: nämlich das Mehrheitsprinzip. Minderheitenmeinungen innerhalb der Minderheit finden in diesem Konzept bislang keine Berücksichtigung.

Cornelia Kogoj, Publizistin und Mitarbeiterin der IM

Die große Koalition? oder: Mit wem Lesben und Schwule kooperieren – und warum nicht

von Dieter Schmutzer

Wie oft habe ich ihn schon gehört, den Spruch, und ich bin sicher, Sie kennen ihn auch: „Einen Finger kann man brechen, fünf Finger machen eine Faust.“ Soll heißen: Wenn mehrere Schwache sich zusammenschließen, sind sie stark. Klingt logisch, so auf den ersten Blick. Ob's aber immer funktioniert? Oder ob's auch immer sinnvoll ist, wer weiß?

Damit wir uns nicht mißverstehen, natürlich bin ich für Solidarität. Dafür, daß VertreterInnen von „Randgruppen“ und „Minderheiten“ und „Benachteiligten“ einander unterstützen, helfen, zur Seite stehen. Daß wir nicht wegschauen und stillschweigen, wenn Unrecht passiert – gleich, wem gegenüber –, ist eine ethische Grundhaltung, eine Frage des Respekts, des Anstands. Dazu muß ich aber selber keiner der obengenannten Gruppen angehören.

Außerdem: Wer sagt denn, daß ein Finger allein schwach sein muß? Und, was nützen mir fünf Finger, wenn sie sich nicht zusammenballen, sondern auseinanderspreizen?

Die LesBiSchwule Fraktion

Vor rund zwei Jahrzehnten, als sich in Österreich die Schwulenbewegung zu regen begann, wurde heftig diskutiert: Sollen Lesben und Schwule kooperieren? Wo doch Schwule auch Männer sind, mit denen manche frauenbewegte Lesbe partout nichts zu tun haben wollte. Und Lesben auch Frauen sind, mit denen mancher Macho-Homo aber sowas von nichts anzufangen wußte – oder anfangen wollte. Ich erinnere mich an die heißen Diskussionsrunden in der damals neu gegründeten und ausschließlich „männlichen“ HOSI Wien, in denen Gegner und Befürworter nicht

nur mit Worten um sich warfen, sondern auch schon einmal ein gläserner Aschenbecher als fliegendes Argument erhalten mußte.

Derartige Grundsatzdiskussionen sind längst passé. Es gibt seit Jahren eine funktionierende Zusammenarbeit zwischen Lesben und Schwulen – teils aus pragmatischen Überlegungen, teils auch aus Sympathie und echtem Verstehen wird Gemeinsames oft über Trennendes gestellt. Manchmal wird miteinander im gleichen Verein marschiert, manchmal nebeneinander in verschiedenen Gruppierungen. Gelegentlich passiert ein Rückfall in die Steinzeit der Bewegung, und die NeandertalerInnen schwingen ihre Keulen gegeneinander. Aber das soll es dem Vernehmen nach innerhalb von Männer- und innerhalb von Frauengruppen auch geben. Weil, falls Sie es noch nicht gewußt haben sollten, Lesben und Schwule sind *nicht* die besseren Menschen.

Nun haben ja Lesben und Schwule viele gleiche oder doch ähnliche Ziele: Aufhebung diskriminierender Gesetze, Wiedergutmachung, eingetragene PartnerInnenenschaft, soziale und politische Anerkennung gleichgeschlechtlicher Lebensform usw. Da ist es ein Gebot gelebter Solidarität, die Anliegen der jeweils anderen mitzutragen, auch wenn es nicht die ureigenen sind.

Über die unterschiedlichen Bedürfnisse und Forderungen von Lesben und Schwulen ergibt sich auch die Nähe zu anderen „Bewegungen“ und Gruppierungen. Die der Lesben zur Frauenbewegung etwa, oder das Engagement schwuler Männer innerhalb der AIDS-Community. Doch davon noch später.



Lesben und Schwule miteinander – so ging das einige Jahre. Keine/r weiß genau, wann und wo und wie es passierte – aber eines Tages gesellten sich die Bisexuellen hinzu. Plötzlich war aus der lesbisch-schwulen eine LesBiSchwule Bewegung geworden. Was ganz in Ordnung ist, wiewohl ich noch immer nicht ganz genau weiß, welche Ziele und Anliegen „bi“ sind. Verfolgt und diskriminiert wird gleichgeschlechtliches und nicht heterosexuelles Betragen.

Ich kann mir schon vorstellen, daß Bisexualität eine Reihe von Fragen und Problemen aufwirft – die scheinen mir aber eher persönlicher Art zu sein; da biete ich gerne auch Unterstützung an. Aber wie ich bisexuelle Forderungen politisch vertreten soll? Na gut, ich lasse mich gerne aufklären.

Doch das ist noch nicht alles. Gelegentlich scheint mir, wird die vielgepriesene „political correctness“ etwas überstrapaziert und damit sinnentleert. Auch wenn es manche wahrscheinlich nicht hören wollen: Wir ziehen nicht alle am gleichen Strang. Dazu ein Beispiel, wie vor ganz kurzem erst die LesBiSchwule Bewegung ihr Herz für eine andere unterdrückte Gruppe entdeckt hat.

TransGender oder was?

Für alle die, die's noch nicht so genau wissen: TransGender-Personen sind die Menschen, die früher als Transsexuelle bezeichnet wurden. Weil aber „transsexuell“ (ähnlich wie „homosexuell“) zu sehr die Sexualität fokussiert, einigte man/frau sich in den letzten Jahren auf den umfassenderen englischen Begriff *TransGender*. So weit, so gut.

Wie aber die TransGender-Personen in die LesBiSchwule Bewegung kamen? Obwohl ich ein Uralt-Hase in der Bewegung bin, gestehe ich's: Keine Ahnung!

Ich meine das gar nicht zynisch oder böse oder abwertend, aber: Ich weiß beim besten Willen nicht, was die Problematik der Geschlechtsidentität mit sexueller Orientierung zu tun hat. Im Gegenteil: Viele Jahre hat unsreiner gegen das Vorurteil gekämpft, Schwule seien „verkaptete Weiber“, völlig effeminiert oder zumindest allesamt Transvestiten; hat um die Akzeptanz einer schwulen männlichen Identität gerungen – jetzt passiert die Verwantschung von neuem. Nicht mit böser Absicht, ist schon klar.

Es geht mir nicht darum, mich abzugrenzen im Sinne von „ich will mit den anderen nichts zu tun haben“, sondern darum, mich deutlich abzusetzen im Sinne von „hier geht es um ganz unterschiedliche Problemstellungen“.

Natürlich gibt es gemeinsame (politische) Interessen und immer wieder auch Berührungspunkte. Aber die gibt es mit anderen Gruppierungen auch. Mit Mißbrauchsoffern oder mit bosnischen Flüchtlingen oder mit blinden Menschen oder mit ichweißnicht-wemnochalles. Ich wüßte auch nicht, wie ich die Anliegen von TransGender-Personen vertreten sollte, einfach, weil ich mich zuwenig auskenne. Doch, doch, aus „professioneller“ beraterischer Sicht weiß ich sicher sehr viel mehr als der österreichische Durchschnittsmensch. Aber genug, um einen transsexuellen Menschen authentisch vertreten zu können? Und: Wer hat mich – ich könnte hier auch schreiben: die Lesben- bzw. Schwulenbewegung – mit dem entsprechenden Mandat betraut? Oder hat die „Bewegung“ um Vertretungserlaubnis gefragt? Oder wurde die „Bewegung“ überhaupt gefragt, was sie davon hält? Eine breitere Diskussion, ob eine nicht existierende TransGender-Bewegung in die Lesben- und Schwulenbewegung einfließen soll, hat es nie gegeben. Es ist also vieles gar nicht geklärt.

Erst unlängst hatte ich eine Diskussion mit einer Lesbe, die erzählte, in einer Lesbengruppe hätte eine Mann-zu-Frau-Person nicht Einlaß gefunden. Weil sie nämlich als Mann sozialisiert sei, selbst dann, wenn sie „umoperiert“ sei. Das zeigt deutlich das Dilemma auf: Diese Person wird von der Umwelt nicht als Frau akzeptiert; dort, wo sie hofft, unterzukommen, auch nicht. Bevor sie nicht operiert ist, ist sie rechtlich ein Mann. Aber eigentlich eine Frau.

Wie gehen Lesben damit um? Und Schwule? Und überhaupt?

Ich sehe nur einen Ausweg: TransGender-Personen müssen sich selbst organisieren. Als eigene Gruppe. Natürlich mit jeder nur denk-

baren Unterstützung von anderen Seiten. Aber wer, bitte, soll die eigenen Anliegen kennen und daher entsprechend vertreten, wenn nicht die „Betroffenen“ selbst.

Dieses Beispiel zeigt auch deutlich Grenzen auf. Letztendlich ist jede/r darauf angewiesen, für sich selbst zu sprechen und zu agieren. Andere Gruppen haben vorgezeigt, wie es gehen könnte.

Zum Beispiel: AIDS

Keine Frage, in unseren Breiten waren es zunächst vor allem schwule Männer, die von HIV und AIDS betroffen waren. Daher war es wichtig, daß sich

schwule Männer dieser Problematik annahmen, daß es immer eine gewisse Nähe der Lesben- und Schwulenbewegung zur AIDS-Arbeit in diesem Lande gab und gibt. Es war aber genauso notwendig und wichtig, daß sich Menschen mit HIV und AIDS eigenständig zusammenschlossen, um sich selbst nach außen zu vertreten. Mit einer LesBiSchwuleAIDS-Bewegung wären alle Beteiligten denkbar schlecht bedient. Schwule, weil die Vorurteile, AIDS beträfe so gut wie nur Schwule, noch schwerer aus den Köpfen vieler Menschen herauszubringen sein würde; die anderen, weil sich Frauen, Bluter, FixerInnen, Kinder ... wohl schlecht wiederfinden könnten. Homophile und Hämophile unterscheiden sich zwar nur durch einen Buchstaben, dazwischen liegen dennoch Welten. Diese verschiedenen Welten tun sich sinnvollerweise in Gruppierungen oder Selbsthilfegruppen zusammen, in deren Mittelpunkt die Problematik AIDS steht, wie z. B. im „Club plus – Menschen und AIDS“.

Solidarität bzw. Kooperation bedeutet dann nicht, daß in einer Organisation alles vertreten ist, sondern daß etwa am Welt-AIDS-Tag PolitikerInnen (aller Parteien), KünstlerInnen, MedizinerInnen, WissenschaftlerInnen, VertreterInnen der Lesben- und Schwulenbewegung, infizierte und kranke Menschen ... gemeinsam bei einer Veranstaltung auftreten und gemeinsam Wünsche und Forderungen erheben.

Über den Tellerrand

Oft wird Interessensvertretungen vorgeworfen, sie würden nicht über den eigenen Tellerrand hinausschauen, es fehlte der Weitblick, das Erkennen größerer Zusammenhänge. Das ist die eine Seite. Die andere ist: Wenn ich nicht klar meine eigenen Ziele, Wünsche, Vorstellungen formulieren kann, laufe ich Gefahr, mich zu verzetteln und meine Kraft zu verpulvern. Wir verfügen nur über beschränkte (zeitliche, finanzielle, energetische) Ressourcen, also gilt es, sie so sinnvoll wie möglich einzusetzen. Ich arbeite z. B. viel mit behinderten Menschen zusammen und werde sie unterstützen, wo es mir möglich ist und sinnvoll erscheint. Aber ich

kann und will mich nicht zu ihrem Sprachrohr machen – sie würden sich auch schön bedanken.

Wie also den „goldenen Mittelweg“ finden – vorausgesetzt, ich will ihn gehen?

Erlauben Sie mir den Vergleich mit einer Hausgemeinschaft. Alle haben eine eigene Wohnung, in der sie nach Belieben schalten und walten können. Sie können ungestört sein und allein oder sich Gäste einladen. Man/frau muß nicht mit allen HausbewohnerInnen ins Bett gehen oder gemeinsam mittagessen oder miteinander auf Urlaub fahren. Aber hin und wieder braucht wer jemandes Unterstützung; ab und zu gibt es eine Hausversammlung; manchmal haben ein paar Lust, gemeinsam etwas zu unternehmen.

Ich lade Sie daher ein, gut auf ihre Wohnung aufzupassen. Und hin und wieder feiern wir alle gemeinsam ein Fest, okay?



Die „Affirmative Action“ und die Binnenschifffahrt

von Erwin Riess

Das Café des Hotels Holiday Inn an der Donau in Wien. Groll sitzt am Fenster und beobachtet den Schiffsverkehr. Magister Tritt eilt auf ihn zu.

Tritt Da sind Sie ja! Ich habe Sie schon überall gesucht!

Groll Im Restaurant „Tuttendörfel“ an der Donau, in der Pizzeria „Da Francesco“ an der Donau, im Restaurant „Tegetthoff“ an der Donau, im Restaurant „Berge“ an der Donau und im Fischrestaurant „Lindmayer“ an der Donau?

Tritt Falsch. Im „Café Uschi“ und in der „Stehweinhalle Prikopil“.

Groll Sie waren also überall und nirgends. Was gibt's?

Tritt Ich habe hier zwei Zeitschriftenartikel, die ich mit Ihnen besprechen will.

Groll Moment

Er verfolgt die Passage des slowakischen Selbstfahrers „Nicava“.

Tritt Ein schöner Kahn!

Groll Erbaut 1967 auf der Werft zu Komarno. Sieben Schwesterschiffe, alle noch in Fahrt.

Tritt Ich glaube Ihnen jedes Wort. Kramt in seiner Tasche. Der erste Artikel.

Groll Ich höre.

Tritt Liest „Sechs Tage im Schnee überlebt hat ein Oberösterreicher. Der gehbehinderte Mann war mit seinem PKW im Wald steckengeblieben. Er hatte gefrorene Eierschwammerln gegessen und seinen Urin getrunken, um zu überleben. Nach sechs Tagen wurde er gefunden, es geht ihm gut.“

Groll Dem Urin?

Tritt Dem Verschollenen.

Groll Aus welcher Zeitung stammt der Artikel?

Tritt Aus der „Presse“ vom 25. November 1997. Was sagen Sie dazu?

Groll Die Lakonie des Satzes „Nach sechs Tagen wurde er gefunden, es geht ihm gut“ ist genial.

Der Redakteur muß Buddhist sein. Oder Platzwart beim „FC Traktor Stopfenreuth“. Oder Freizeitschiffer im Donaukanal unterhalb der Entsorgungsbetriebe Simmering.

Tritt Ein Gehbehinderter, der im Wald verschollen ist. Da erheben sich mehrere Fragen: Warum hatte der Mann kein Handy bei sich? Wieso wurde der Wagen defekt? War der Mann betrunken? Wieso wurde er nicht gesucht?

Groll Ich bin in der glücklichen Lage, alle Ihre Fragen mit einem Satz zu beantworten.

Tritt Ich höre! Wie lautet der Satz?

Groll Sofort. Sie wissen, daß es leichter fällt, komplexe Wirkungen zu begreifen, als mit einfachen Zusammenhängen zu leben? Gut. Der Satz lautet: Schuld ist der Fahrtendienst. Der Mann fuhr privat, weil er dem Fahrtendienst in seiner Region nicht vertraute.

Tritt Wie kommen Sie darauf?

Groll Weil es mir, ebenso wie vielen anderen Behinderten in dieser Stadt, genauso ergeht. Weder herrscht Konkurrenz unter den Fahrtendiensten, noch werden sie effektiv kontrolliert. Stillschweigend deckt die Politik die ständige Verschlechterung der Dienstleistung: Kunden werden am Telefon beschimpft, stundenlange Wartezeiten häufen sich, Schwerstbehinderte werden nicht mehr bis zur Wohnungstür gebracht, schwarze Listen über Beschwerdeführer machen die Runde. Pro Fahrt verrechnen die Fahrtendienste der Gemeinde 360 Schilling, zahlen aber ihren Fahrern nur 65 Schilling brutto in der Stunde. Und seit neuestem wird jedem Fahrer, der eine Stunde ohne Auftrag wartet, die Stehzeit nicht bezahlt. Gleichzeitig zwingt man aber die Chauffeure zu zwölf – und vierzehnstündigen Diensten, und das an sechs Tagen in der Woche. Die offiziellen Behindertenorganisationen schweigen, und die Politik ist froh, daß immer mehr Behinderte zu Hause bleiben. Auch so kann man Budgets sanieren.

Tritt Das habe ich nicht gewußt!

Groll Sicherlich haben Sie auch nicht gewußt, daß die letzte Fahrt um 23 Uhr erfolgt, danach werden Schwerstbehinderte nicht mehr befördert. Wundert es Sie, warum in Wien so wenig behinderte Menschen ins Theater oder ins Konzert gehen?

Tritt Jetzt nicht mehr. Was Sie sagen, paßt zum zweiten Artikel, den ich Ihnen vorlesen will.

Groll Ich höre.

Tritt Liest „USA Die Aufhebung der gesetzlichen Begünstigung von Minderheiten, wie sie in den Gesetzen der 'Affirmative Action' festgeschrieben sind, greift immer mehr um sich, seit Angehörige der weißen Bevölkerungsgruppe erleben müssen, daß ihnen Minderheitenangehörige in der Schule oder am Arbeitsplatz vorgezogen werden. In Kalifornien, wo die 'Affirmative Action' bereits abgeschafft wurde, sind die weißen Studenten in den besseren Universitäten und Col-

leges wieder unter sich. Dabei zeigen Studien, daß die Karrierewege von Minderheitenangehörigen, die aufgrund strikter Quotenregelungen in der Vergangenheit Studienplätze zugesprochen erhielten, denselben Verlauf nahmen wie bei Studenten, die ihren Studienplatz nicht über Quoten erhielten.“ Süddeutsche Zeitung, 12. Oktober. Was sagen Sie dazu, der Sie die USA in Minderheitenfragen immer verteidigen?

Groll Nichts.

Tritt Es sieht so aus, als würde die Behindertenbewegung in den USA am Ende sein. Und in Europa werden sich die Stimmen mehren, die mit dem Hinweis auf die USA gegen Gleichstellungsmaßnahmen Front machen.

Groll Öffentliche Verkehrsmittel sind in den USA überwiegend zugänglich, das gleiche gilt für die Masse der Geschäfte, Gehsteige und öffentlichen Gebäude. Und die Höflichkeit und Umsicht der Amerikaner im Umgang mit ihren behinderten Mitbürgern hat sich nicht im geringsten verändert.

Tritt Woher wollen Sie das wissen?

Groll Weil ich vor wenigen Monaten das Glück hatte, zu einer Binnenschifffahrtstagung in New York eingeladen zu werden. Ich war jeden Tag am Hudson River. Was die USA angeht, bin ich firm.

Tritt Was die Binnenschifffahrt angeht, vielleicht. Aber was ist mit der Behindertenbewegung?

Groll Von der Südspitze Manhattans bis zu den Chelsea Piers verläuft eine barriere- und kreuzungsfreie Promenade. Wenn Sie mit den zahlreichen Behinderten, die diese Promenade benutzen, sprechen, werden Sie sehen, daß die Behindertenbewegung in den USA gelernt hat, sich zu behaupten. Ihr Umgang mit der Politik und den Medien, ja der gesamten Kulturindustrie, ist im Gegensatz zur Situation in Österreich höchst professionell. In den USA ist die Behindertenpolitik selbständig, in Österreich führt sie ein Schoßhündchendasein. Vor den Wahlen und zu Weihnachten wird sie ans Licht geholt, danach muß sie wieder ins Körbchen.

Tritt Was sollte Ihrer Meinung nach geändert werden?

Groll Der Uferbegleitweg entlang der Donau muß asphaltiert werden. Behindertentoiletten sind einzuplanen. Die Fahrtendienste müssen zur Ordnung gerufen werden. Behinderte an der Donau würden einen verbesserten Informationsfluß und ein Ende des Dilettantismus in der Behindertenpolitik bedeuten.

Tritt Sie sind ein Optimist.

Groll Ich bin Realist. Wir Binnenschiffer sind alle Realisten. Anders ist der Verkehr nicht aufrechtzuerhalten. Sehen Sie!

Ein ukrainischer Schubverband, geführt von der „Warschawa“ eilt, bergwärts fahrend, an ihnen vorbei.

„Ein Gespenst geht um in Europa – das Gespenst des Rassismus“

von Doris Sottopietra

Die Zeiten, als Europa in Angst vor dem Kommunismus erstarrte, sind schon lange vorbei. Dieses „Problem“ hat sich, so scheint es, von selbst gelöst; an seine Stelle ist aber ein neues, sehr beängstigendes getreten, jener Rassismus nämlich, der ganz konkret und real in vielen westeuropäischen Ländern zutage tritt. Die „Feindbilder“, die er sich sucht und schafft, sind großteils historisch neue, der aktuellen Situation des jeweiligen Landes angepaßt, doch seine „Formen“, was meint: Inhalte und Argumentationen, scheinen bekannt.

Was nun kennzeichnet diesen Rassismus, der europaweit zu beobachten ist und in manchen Ländern bereits mörderische Züge angenommen hat? Wie kann jener Rechtsextremismus definiert werden, der – als direkter Angriff auf jedes demokratische System – einen unmittelbaren Handlungsbedarf offenbart? Und nicht zuletzt – wo liegen jene Schnittpunkte, die Rassismus und Rechtsextremismus zu einer „wählbaren“ Ideologie in Europa machen?

Definitionsprobleme

Die Definition von Rassismus und Rechtsextremismus erweist sich in einer ersten Annäherung als nicht ganz einfach; die Begriffe *Fremdenfeindlichkeit*, *Rassismus* und *Rechtsextremismus* scheinen in der gegenwärtigen Diskussion nicht getrennt auf, sondern vermischen sich. Diese „Verwirrung der Ideen“ (Taguieff 1992) kommt zustande, da einerseits jede verbale oder nicht-verbale Äußerung, Haß, Verachtung, Feindschaft oder Aggression gegen einen einzelnen Menschen bzw. gegen eine Gruppe von Menschen mit dem Attribut „rassistisch“ belegt wird, andererseits aber der Terminus „Rassismus“ einen ganz deutlichen Bezug zu spezifisch modernen Prakti-

ken der Massenvernichtung aufweist. Hier werden diese Formen nicht getrennt, sondern es wird davon ausgegangen, daß Rassismus als negative Einstellung gegenüber anderen Menschen und Rassismus als System der Ausrottung in letzter Konsequenz ineinander münden.

Zur gleichen Zeit ist aber das Phänomen zu beobachten, daß gerade die Gleichsetzung der beiden genannten Formen nicht ertragbar ist. „Rassismus als System der Ausrottung“ schmerzt und – vor allem – erinnert an jene Geschehnisse in der jüngeren Geschichte, die den Menschen einen neuen kategorischen Imperativ aufgezogen haben.¹ Die Benennung fremdenfeindlicher Einstellungen und Verhaltensweisen als „Rassismus“ ist vielleicht gerade aus diesem Grunde im täglichen Diskurs selten geworden; sowohl die Bevölkerungen der verschiedenen westeuropäischen Länder als auch die politischen Vertreter vieler Staaten ziehen deshalb die Begriffe „Fremden- bzw. Ausländerfeindlichkeit“ vor, als Reaktion auf eine fremdenfeindliche Stimmung wird gar von einem „Ausländerproblem“ gesprochen.

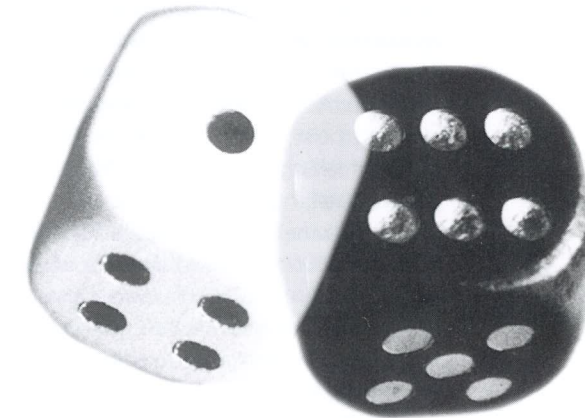
Dem Terminus *Rechtsextremismus* geht es hinsichtlich einer eindeutigen Definition ähnlich; auch er wird nicht scharf von anderen getrennt, sondern findet sich oftmals in einer Reihe mit den Begriffen *Rechtsradikalismus*, *Neofaschismus*, *Neonazismus* und anderen. Allerdings zeichnet sich *Rechtsextremismus* durch zentrale, ihn charakterisierende „Werte“ aus, so durch das Prinzip der „Natur“ bzw. die „Natürlichkeit“ und das „Volk“ bzw. die „Volksgemeinschaft“. Gemäß der Überzeugung, daß „ein ehernes Gesetz der Natur“ wie auch eine „natürliche Auslese“ vorherrsche, ist es denn auch logisch, die Gesellschaft als ein hierarchisch wohlgeordnetes Gebilde zu sehen, die jedem Individuum, jedem Stand, jedem Volk und jeder „Rasse“ eine eigene, ganz bestimmte Position zuweist.

Die Realität allerdings widerspricht dieser Auffassung, da sich in ganz Europa seit der Französischen Revolution und der Aufklärung die Erkenntnis vom gleichen Wert aller Menschen durchgesetzt hat. Der *Rechtsextremismus* kämpft also gegen bestehende gesellschaftlich-politische Formen an, ein Kampf, den er nur führen kann, wenn er Feindbilder und Sündenböcke konstruiert, die als „Erklärung“ und als „Problemlösungsansätze“ präsentiert werden. Diese „Erklärungen“ bestehen in ihrer einfachen und dichotomen Sichtweise: Sie trennen klar zwischen Gut und Böse, zwischen Freund und Feind – und nehmen mitunter den Charakter von Verschwörungstheo-

rien an.² Was *Rechtsextremismus* zur Gefahr für jedes demokratische System macht, ist also seine antidemokratische, antiliberalen und antisozialen Vorstellung vom Aufbau einer Gesellschaft.

Mythos „Rasse“

Wie verhält es sich diesbezüglich nun mit *Rassismus*? – Zu Beginn des Jahres 1950 gab die UNESCO eine Untersuchung in Auftrag, die sich dezidiert mit „Menschenrassen“ befaßte. Die vorrangige Frage dabei war – als eine Lehre bzw. Last des Nationalsozialismus, der mit seiner Definition von „wertvollen und unwerten Rassen“ den Massenmord an Juden, Behinderten, Homo-



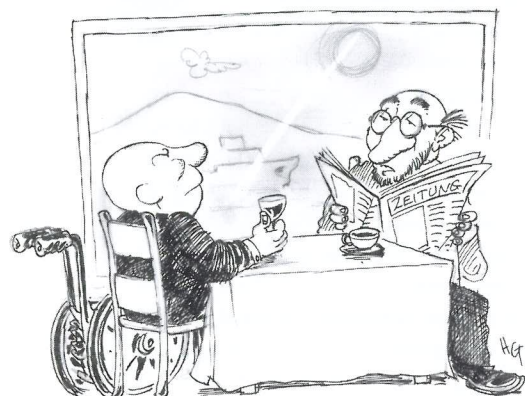
sexuellen, Roma und Sinti ideologisch legitimiert hatte –, zu klären, ob es noch legitim ist, von verschiedenen „Menschenrassen“ zu sprechen. In der abschließenden Studie „UNESCO Statement of Race“ (1950) hält das Untersuchungsteam, das aus Biologen und Soziologen bestand, ausdrücklich fest, daß es keine verschiedenen „Menschenrassen“ gibt. Erklärt wird diese Erkenntnis damit, daß die „Menschwerdung“, d. h. das Auftreten der Gattung Mensch, ein einziges Mal in der Geschichte stattgefunden hat, somit also alle phänotypischen Unterschiede auf eine verschiedene Entwicklung der Gruppen – sei dies durch Spaltung oder Isolation einer Gruppe oder durch differente klimatische Bedingungen – zurückgeführt werden muß. Die genetischen Gemeinsamkeiten von Menschen mit unterschiedlichen körperlichen Merkmalen (Hautfarbe etc.) sind weitaus größer als die Differenzen zwischen ihnen; daraus ergibt sich auch der logische Schluß, daß aus phänotypischen Merkmalen keinerlei Verhaltensweisen bzw. psychische oder mentale „Verfassungen“ des Individuums bzw. der Gruppe abgeleitet werden dürfen.

Trotz dieser Erkenntnis wird aber von „Rassen“ gesprochen und werden Menschen in verschie-

¹ Wie Th. W. Adorno festhält, besagt der kategorische Imperativ, daß nach den Erfahrungen des Nationalsozialismus die Menschen „ihr Denken und Handeln so einzurichten (haben), daß Auschwitz nicht sich wiederhole, nichts Ähnliches geschehe.“ In: Adorno 1992: 358.

² W.L. Holzer (1993: 53) verweist in diesem Zusammenhang sowohl auf die Funktion als auch auf die Instrumentalisierungsmöglichkeit dieser „Theorien“: „Im Kontext mit Feindbild- und Sündenbockbeschreibungen geben solche Verschwörungs- und Einkreisungskonstrukte (...) ein wirksames Instrument, Neigungen zu kollektiver Aggressivität zu verstärken und, je nach realpolitischem Bedarf, nachgerade beliebig gegen alle jene Kreise zu richten, die rechtsextremem Formulierungswollen (...) im Wege stehen oder in anderer Weise die innere Einheit oder biologische Reinheit der Nation zu gefährden drohen.“

³ Vgl. dazu Artikel 14 der Studie „UNESCO Statement on Race“ (1950: 4), in dem es heißt: „The biological fact of race and the myth of 'race' should be distinguished. For all practical social purposes, 'race' is not so much a biological phenomenon as a social myth.“



dene „Rassen“ eingeteilt. Der Mythos Rasse³ ist langlebig; dies verweist aber nicht auf seinen Wahrheits-, sondern vielmehr auf den ideologischen Gehalt, der diesem Begriff unterlegt wurde und wird.

Der differentialistische Kulturalismus

Die Zunahme an rassistischen Einstellungen in Europa – besonders seit den 80er Jahren – führt zu einem allgemeinen Unbehagen und zur Suche nach Wegen und Methoden, diesem Phänomen wirksam zu begegnen. Exzesse wie zum Beispiel brennende Häuser von Asylanten und öffentliche Jagden auf Ausländer/innen vor applaudierendem Publikum lassen das Gefühl vorherrschen, als ob alle Arbeit und Anstrengung der letzten Jahrzehnte gegen Rassismus und Rechtsextremismus nicht gefruchtet hätten. Der Antirassismus steckt in einer tiefen Krise, nicht zuletzt deshalb, weil der Rassismus der Gegenwart keineswegs ident ist mit jenem aus vergangenen Zeiten.

Die bisher bekannte antirassistische Argumentation stützt sich auf ein Fundament, das in den 30er und 40er Jahren dieses Jahrhunderts gelegt wurde und bis in die 70er Jahre großen Anklang fand. Im Mittelpunkt dieser Argumentation steht die Kultur, oder um es präziser zu benennen: die Bedeutung der sozialen und kulturellen Faktoren zur Formung der Persönlichkeit. Drei Grundpfeiler sind es, die diese kulturalistische Sichtweise tragen, nämlich die Unabhängigkeit kultureller Phänomene, die Prägung der mentalen Strukturen und Lebensformen durch Kultur und die Gleichheit der Werte aller Kulturen. In einem fortschrittlichen Glauben an die unbegrenzte Macht der Bildung, die zur Zerstörung von Vorurteilen führt, wurde der „Rasse“ also die Kultur als determinierender Wert entgegengestellt, eine in ihrer Intention positive Argumentation, die nun einen deutlichen Mißbrauch erfährt: Das Merkmal der Rasse wird zu einem Merkmal der Kultur umgewandelt, die „rassistische Reinheit“ erfährt eine Neubelebung als „authentische kulturelle Identität“, und das Lob der Differenz wird zum *Recht auf Differenz* (Taguieff 1992: 236).

Dieser „Logik“ folgend ist Kultur auch nichts, was das Individuum erlernt und durch Sozialisation vermittelt bekommt, sondern sie „haftet“ an ihm für alle Zeiten, d. h. sie ist nicht ablegbar, austauschbar oder veränderbar. Kultur wird hier nicht durch einen sozialen Prozeß weitergegeben und kann auch nicht „zurückgedrängt“ werden, sondern determiniert das Individuum. Diese „Definition“ von Kultur als quasi biologische Konstante ist das zentrale Charakteristikum des gegenwärtigen Rassismus und bedeutet eine Verschie-

bung der biologischen Ungleichheit der Menschen zur Verabsolutierung kultureller Differenzen. Zu Recht kann man deshalb von einem *neuen Rassismus* sprechen, der sich dadurch auszeichnet, ein „Rassismus ohne Rassen“ zu sein; allerdings ist das weniger ein Paradoxon als vielmehr die Transformation von Kultur in eine „zweite Natur“. Beispiele dieser Art von Argumentation finden sich viele; ihnen gemeinsam ist, zu „erklären“, warum bzw. welche Individuen und Gruppen fähig bzw. nicht fähig sind, sich unseren (westlichen) Gesellschaften anzupassen. Mit anderen Worten: Kultur als „biologisches“ Merkmal trägt immer das Moment der „Assimilationsfähigkeit bzw. -unfähigkeit“ in sich!

Vom Kosmopoliten zum Dorfbewohner

An dieser Stelle seien zwei Schriften hervorgehoben, die hinsichtlich der genannten Thematik von besonderem Interesse sind. Das erste ist jenes „Heidelberger Manifest“, das von elf Hochschulprofessoren in Mainz verfaßt und 1982 veröffentlicht wurde. Wegen der „Unterwanderung des deutschen Volkes durch Zuzug von Millionen von Ausländern und ihren Familien“ und aus Sorge wegen der „Überfremdung unserer Sprache, unserer Kultur und unseres Volkstums“, was unweigerlich zu den „bekanntesten ethnischen Katastrophen multikultureller Gesellschaften“ führt, scheuen sich die Autoren nicht, uns, „das Volk“, an sein „Naturrecht auf Erhaltung seiner Identität und Eigenart“ zu erinnern. Nach Bekanntwerden des „Manifests“ waren die Herausgeber mit starker Kritik konfrontiert, wiesen aber jede rechtsradikale Gesinnung und Ausländerfeindlichkeit mit den Worten zurück, keine „biologischen“ oder rassistischen Argumente zu verwenden, sondern lediglich kulturelle (Heidelberger Manifest 1982: 12)⁴.

Für das zweite Beispiel muß man nicht in die Ferne schweifen, denn es liegt viel näher; auch hier, in der „Wiener Erklärung“ der FPÖ aus dem Jahre 1992, geht es laut dem Verfasser Jörg Haider um die „Respektierung von kultureller Identität“ und besonders um das „Menschenrecht auf Heimat“, denn „kein Volk läßt sich auf Dauer gefallen, zu Fremden in der Heimat degradiert zu werden“. Und auch hier wird – in leichter Abwandlung zum oben genannten Beispiel – dezidiert festgehalten: „Das hat nichts mit Ausländerfeindlichkeit, sondern schlicht und einfach mit der Verantwortung gegenüber den Inländern zu tun“ (Wiener Erklärung 1992: 20)⁵.

Rassistische und rechtsextreme Argumentationen zeichnen sich also dadurch aus, daß sie vorrangig die Bewahrung der nationalen Identität

sichern und die ethnische und kulturelle Homogenität eines Landes – ungeachtet, ob es eine solche auch gibt – aufrechterhalten wollen, die ihres Erachtens massiv von „Fluten“ von Einwanderer/innen bedroht ist. Sieht man aber einmal von dieser neuen Konstante „Kultur“ als differenzierendes Merkmal ab, so zeigen die beiden Beispiele ein Charakteristikum, das allen Rassismen eigen ist: eine Ideologie zu sein, die über jede Bildungs-, Alters- und soziale Schicht hinweg verbindend wirkt.

Trotzdem ist hier die Frage nach dem Warum noch nicht geklärt, d. h.: Warum gibt es diesen neuen Rassismus in Europa, wie ist er entstanden und wie wirkt er? Als eine Ad-hoc-Antwort wird oftmals auf die ökonomische Krise der frühen 90er Jahre verwiesen, die vor allem den extrem rechtsstehenden Parteien großen Zuspruch gebracht hätte. Diese These muß aber angezweifelt werden, denn Untersuchungen haben gezeigt, daß der Aufstieg und Erfolg solcher Gruppierungen jeweils in ökonomisch relativ stabilen Perioden begann (Epstein 1996: 7f). Wichtig ist aber, festzuhalten, daß besonders in Krisensituationen auf rassistische Einstellungen zurückgegriffen wird und sie gerade zu diesem Zeitpunkt in ungeahntem Maße mobilisiert werden können. Und Europa erlebte auch wirklich in den Jahren 1974 bis 1983 eine ökonomische Krise, in der Arbeitslosigkeit und das Gefühl der Unsicherheit umgingen, doch waren die politisch extremen Rechten aller Länder in dieser Zeit ein unbedeutender Faktor.

Was also verursachte den kurze Zeit später beginnenden „Höhenflug“ von Parteien, deren Grundsätze rassistisch sind?

Der lange Weg ... wohin?

Um das zu beantworten, muß auf Europa selbst zurückgegriffen werden, d. h. auf das Konzept des neuen Europa, jenes Staatenbundes, wie ihn die EU vorsieht. Sie war in ursprünglicher und erster Linie ein wirtschaftliches Bündnis, aber in den 80er Jahren begannen die verstärkten Bemühungen um eine Erweiterung und Festigung dieser Einheit, die nun auch direkten politischen Einfluß auf die Belange der einzelnen Mitgliedsstaaten nehmen sollten. Die Schaffung der „Vereinten

Staaten von Europa“ hatte daher Wirkung in mehrere Richtungen – zum einen brachte sie den Nationen einen partiellen Autonomieverlust, zum anderen mußte sie identitätsstiftend sein, d. h. eine einheitliche Identität zur Verfügung stellen bzw., wenn eine solche noch nicht vorhanden war, diese bilden. Gerade dieser zweite Punkt stößt auf große Probleme, denn Europa ist nichts, „was mehr oder weniger schnell ‚geeignet‘ wird, es ist ein historisches Problem ohne eine präexistierende Lösung“ (Balibar 1993: 139).

Der Einheit Europa fehlte also einerseits der historische Leitfaden und andererseits auch das Bewußtsein, politisch, historisch-kulturell oder ethnisch eine Einheit zu sein. Gerade diese Identitätsstiftung trägt jedoch ihre eigene Ambivalenz in sich; ungeachtet dessen, ob es sich um die Bildung eines Nationalstaates oder um die eines Staatenbundes handelt, wird der Versuch einer Homogenisierung der Mitglieder vorgenommen – ein Versuch, der noch immer Gegenbewegungen hervorruft. Denn erst seit diese Anstrengungen in Richtung eines einheitlichen Europa unternommen werden, greifen die oben erwähnten, rechtsextremen Argumentationen: Die „Heimat“ und das „Volk“ in ihrer „kulturellen und ethnischen Homogenität“ sind wichtiger denn je!

Seltsam mutet dabei an, daß diese Abgrenzung vom „Anderen“, die jeder Identitätsbildung immanent ist, nicht oder nur mäßig gegenüber den (west-)europäischen Staaten und ihren Bevölkerungen zum Tragen kommt. Die „Anderen“, „Außenstehenden“ sind eindeutig die nach Europa zu- und einwandernden Menschen. Es ist dieser Fremde, „der heute kommt und morgen bleibt“ (Georg Simmel, zitiert nach Bauman 1992: 29), den man fürchtet, wobei die Angst nur in einigen Fällen ganz konkrete Ursachen hat – z. B. Angst vor Arbeitsplätzemangel –, sehr oft aber aus einer Mischung diffuser „Bedrohungsszenarien“ besteht, die anscheinend im Verantwortungsbereich des Fremden liegen. Trotzdem ist es nicht richtig, Rassismus nur in einer verbal offen geäußerten oder in einer tatsächlichen physischen Gewalttätigkeit als solchen anzuerkennen; würden wir das tun, d. h. würden wir ausschließlich verbale und physische Attacken auf Ausländer/innen mit dem Attribut rassistisch belegen, dann wäre das zeitgemäße europäische Rassismusproblem eines, das sehr wohl – und

im Rahmen der gegebenen gesetzlichen und exekutiven Möglichkeiten – zu lösen wäre. Der moderne Rassismus ist jedoch weit subtiler, und seine Ausformungen und Praktiken begegnen uns auf mehreren Ebenen:

So finden zum Beispiel diese eher im „Gefühlsbereich“ angesiedelten abwehrenden Einstellungen gegenüber „Fremden“ eine Bestätigung in der legal-politischen Konzeption der EU, die eine Diskriminierung „Anderer“ dadurch in ihr Programm festgeschrieben hat, daß sie in jedem Land zwei Kategorien von Ausländern mit ungleichen Rechten bestimmt (*communitaires* versus *extra-communitaires*). Dieses Europa, das sich aufgemacht hat, grenzenabbauend und länderüberschreitend zu wirken, besitzt mittlerweile mehrere „Grenzen“: zum einen sowohl die Außengrenzen der „Einheit Europa“ als auch der einzelnen (west-)europäischen Länder, die gegenüber Waren, Gütern, Kapital und (westeuropäischen) Arbeitnehmer/innen immer offener werden, in bezug auf Menschen aus Nicht-EULändern jedoch zunehmend befestigter und undurchlässiger sind; zum anderen aber auch „innere Grenzen“, d. h. jene Grenzziehungen zwischen den verschiedenen Bevölkerungsgruppen eines Landes, die Menschen nach Herkunft, Sprache, Kultur, politischen Rechten oder Stellung am Arbeitsmarkt gewissen Gruppen zuordnen. In diesem Sinne ist auch die Kritik zu verstehen, die von einem genuin *europäischen Rassismus* spricht (Balibar 1993: 138).

Die Europäische Union hat das Problem Rassismus für Europa erkannt und das Jahr 1997 zum „Europäischen Jahr gegen Rassismus“ erklärt; sie selbst ist aber in zunehmendem Maße mit Forderungen konfrontiert, die zivile, politische und soziale Grundrechte betreffen. Da die Phase des reinen Wirtschaftsbandnisses abgeschlossen ist und die EU heute eine reale politische Größe darstellt, werden auch europaweit einheitliche politische und soziale Rechte für alle in diesem Staatesgebilde lebenden Menschen eingefordert, die explizit als Grundrechte definiert werden.⁶

Die Gesichter der Gewalt

Neben der Bestimmung darüber, wer EU-Bürger/in bzw. Nicht-EU-Bürger/in ist, liegt es gegenwärtig jedoch in der Hand der nationalen gesellschaftspolitischen Konzeption, wie mit „Fremden“ umgegangen wird. Die nationalen Gesetzgebungen sind bestimmend für eine Asylgewährung, Anerkennung eines Flüchtlingsstatus und die Zuerkennung von staatsbürgerlichen Rechten bzw. Staatsbürgerschaften. Und gerade hier findet sich ein Faktor, der nicht gerne eingestanden wird, eben weil er diskriminierend wirkt: der *institutionelle Rassismus*. Wenn man, um mit Uli Bielefeld zu spre-

chen, davon ausgeht, daß Rassismus verschiedene Formen der Gewalt kennt, dann lassen sich drei „Gesichter“ ausmachen: zum einen die traditionelle homogenisierende, „säubernde“ Gewalt, die durch soziale Formen wie Assimilations- und Integrationsdruck wirkt; zum zweiten die privatisierte Gewalt, die – als Gewalt *sans phrase* – durch Skinheads, Neue Rechte etc. ausgeübt wird; und zum dritten die rechtlich-institutionelle Gewalt: „Der Fremde wird als Feind staatlich verfolgt. Wir haben den Mischtypus von sozialer Integration und rechtlicher Desintegration. Nicht die Gewalt selbst, nur die fremdenfeindliche Legitimation wird hier zum Teil unterstützt“ (Bielefeld 1995: 55).

Diese Vielschichtigkeit von Rassismus ist es auch, die es zu berücksichtigen gilt, will man gegen Rassismus und Rechtsextremismus ankommen. Strategien gegen diese Phänomene können nur dann wirksam und zielführend sein, wenn sie der Komplexität von Rassismus und Rechtsextremismus gerecht werden.

Doris Sottopietra ist Historikerin und Politologin, arbeitet zum Thema Antisemitismus und Rassismus in Österreich; von ihr ist zuletzt erschienen: *Variationen eines Vorurteils*. Wien: Passagen 1997.

Literatur:

- Adorno, Theodor W.:** Negative Dialektik. Frankfurt/M. 1992/7. Aufl.
Balibar, Etienne: „Es gibt keinen Staat in Europa“. Rassismus und Politik im heutigen Europa. In: Balibar, Etienne (Hg.): Die Grenzen der Demokratie. Hamburg 1993, S. 137-156
Bauböck, Rainer/Melchior, Josef: Grundrechte in der Europäischen Union. Ein Konferenzbericht Wien 1997
Bauman, Zygmunt: Moderne und Ambivalenz. In: Bielefeld, Uli (Hg.): Das Eigene und das Fremde. Neuer Rassismus in der Alten Welt? Hamburg 1992/2. Aufl., S. 23-49
Bielefeld, Uli: Fremde, Freunde, Feinde. Zur schwachen Stabilität politischer Vergesellschaftung. In: Fremdenfeindlichkeit Konflikte um die groben Unterschiede (Hg.: BMWFK). Wien 1995, S. 41-56
Epstein, Simon: Extreme Right Electoral Upsurges in Western Europe: The 1984-1995 Wave as Compared with the Previous Ones. Hebrew University of Jerusalem/Jerusalem 1996
„Heidelberger Manifest gegen Überfremdung“. In: Aula. Freie Monatsschrift für Kultur, Wirtschaft, Politik 6/1982, S. 12
Holzer, Willibald I.: Rechtsextremismus – Konturen, Definitionsmerkmale und Erklärungsansätze. In: Handbuch des österreichischen Rechtsextremismus (Hg.: Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes). Wien 1993/2. Aufl., S. 11-96
Taguieff, Pierre-André: Die ideologischen Metamorphosen des Rassismus und die Krise des Antirassismus. In: Bielefeld, Uli (Hg.): Das Eigene und das Fremde. Neuer Rassismus in der Alten Welt? Hamburg 1992, S. 221-268
UNESCO (Hg.): UNESCO Statement on Race. Lake Success 1950
UNESCO (Hg.): Declaration on Race and Racial Prejudice, adopted by the General Conference at its twentieth session. Paris, 27. Nov. 1978
„Wiener Erklärung“ zur Situation von Staat und Gesellschaft am Vorabend der Beitrittsentscheidung über ein gemeinsames Europa“. Referat von Dr. Jörg Haider. (Hg.: FPÖ). Wien, 7. April 1992

⁴ Erklärtes Ziel ist die „Gründung eines parteipolitisch und ideologisch unabhängigen Bundes (L), dessen Aufgabe die Erhaltung des deutschen Volkes und seiner geistigen Identität auf der Grundlage unseres christlich-abendländischen Erbes ist. Auf dem Boden des Grundgesetzes stehend, wenden wir uns gegen ideologischen Nationalismus, gegen Rassismus und gegen jeden Rechts- und Linksextremismus“; vgl. dazu „Heidelberger Manifest“ 1982: 12.

⁵ Auch hier kann der Autor – gleich jenen des „Heidelberger Manifests“ – seine Intention folgendermaßen festhalten: „Wer mit mir geht, steht für eine FPÖ, die nicht materialistische, sondern kulturell ethische Werte vertritt, die den Respekt vor Minderheiten begründen und eine klare Distanz zu Rassismus und Antisemitismus bewirken“; vgl. dazu „Wiener Erklärung“ 1992: 22

⁶ Bisher handelt es sich hier noch um Forderungen; allerdings hat das Europäische Parlament diese Grundrechtsdefizite erkannt und arbeitet an der Ausformulierung dieser zivilen, politischen und sozialen Rechte; vgl. dazu Bauböck / Melchior 1997.

VWdA – Das Vergleichende Wörterbuch der Aus- länder/innenologie

herausgegeben von Goran Novaković

Liebe LeserInnen! Da Sie die STIMME regelmäßig und eingehend studieren, ist es nicht erforderlich, Sie über den Aufbau der (nun in dritter Staffel) folgenden Wörterbuch-Artikel aufzuklären – etwa darüber, daß es zu jedem Stichwort zwei Interpretationen gibt, „v“ volkstümlich und „la“ liberal & alternativ bedeutet. (Anm. d. Red.)



Abb. 1: Der Asylanter

Ausländergesetze, die („v“):

eine Sammlung der inländerfeindlichen Gesetze, die gesunde Vernunft und staatliche Interessen verspotten; G., die angeblich humanistisch sind, deshalb aber alles, was national ist, in Frage stellen und abschaffen wollen, weil sie von den Regierungen beschlossen wurden, in welchen der Wind des Internationalismus von linker Seite immer stark geweht hat; G., die erlauben, daß ausländische Räuber, Rauschgifthändler, Zuhälter und Vergewaltiger (falls sie überhaupt entdeckt werden) in inländischen Strafanstalten sitzen, gefüttert und gehätschelt werden und nach der Entlassung sogar Sozialhilfe und kostenlose „psychologische Betreuung“ bekommen, damit sie weiter ihrer verbrecherischen Beschäftigung in Ruhe nachgehen können, solange sie wollen; G., die erlauben, daß jeder junge Ausländer seine Frau sofort aus dem Ausland holen darf, wann er will, und dann mit ihr so viele Kinder zeugen darf, wie es ihm gefällt, die aber danach dem Staat überlassen werden, damit er sich mit Geldern der Steuerzahler um sie kümmert; G., die jedem Ausländer erlauben, nicht nur gleiche Rechte wie jeder Inländer zu haben (was schon für sich mehr als genug wäre), sondern sogar die Rechtsmittel zu nützen, um sich durch Berufungen und Beschwerden gegen die Behörden des Gastlandes wehren zu können; einfach eine Reihe von frechsten Beleidigungen für das Gastvolk, die sofort durch ein neues, effizientes Abschiebungsgesetz ersetzt werden müssen.

Ausländergesetze, die („la“):

G., die ganz und gar nichts mit der Menschlichkeit zu tun haben und die unterm Druck der schlimmsten Nationalisten und Rechtspopulisten von den feigen Regierungen beschlossen wurden, um ausländische Arbeiterinnen und Arbeitnehmer zusammen mit ihren Familien willkürlich zu terrorisieren, ewig in Angst um den Aufenthalt zu halten und das totale Fehlen der bürgerlichen Grundrechte zu legitimieren; G., die erlauben, daß der Staat entscheidet, ob, wann und wen welche/r ausländische Mitbürger oder Mitbürgerin heiraten darf und seine/ihre Kinder zeugen oder ins Land holen darf; G., die den neugierigen, schadenfreudigen und sadistisch veranlagten Beamten erlauben, in Schlafzimmern der ZuwanderInnen zu schnüffeln und sich über ihre sexuellen Praktiken detailliert und peinlich zu erkundigen (falls sie unter Verdacht stehen, eine „Scheinehe“ beschlossen zu haben); G., die erlauben, daß die Polizei Kinder und Jugendliche in Schubhaft nimmt und die Menschen, die im Ausland nichts mehr haben und nichts außer Armut, Gefängnis und Tod erwarten können, abschiebt; G., die verlangen, daß

ausländische ArbeitnehmerInnen niemals arbeitslos sein dürfen; G., die gleichzeitig den Arbeitswilligen keine Bewilligung für eine legale Arbeit geben wollen; Spott und Hohn für einen demokratischen Staat; Gesetze, die in einer zivilisierten europäischen Gesellschaft keinen Platz haben dürfen.

Ausländerpark, der („v“):

die einzige Okkupationszone in eigenem, ansonsten schon seit Jahrzehnten freien Land, in die kein ruhe- und erholungssuchender, schwerarbeitender und unter dem Streß lebender Inländer, unabhängig davon, ob alleine oder mit seinem Hund, Zutritt hat; falls dieser oder jener Inländer trotzdem wagt, einen solchen Ap. zu betreten und die Aufmerksamkeit der Menge wilder, schreiender, randalierender, schmutziger und aggressiver ausländischer Kinder und Jugendlicher darauf zu lenken, wie man sich in einem so schönen, mit Steuergeldern errichteten Park benehme und daß ein Park in diesem Land kein Omas Hof in der Heimat oder die Wiese im Geburtsdorf ihres Vaters sei, dann wird der Arme sofort verbal angegriffen, mehrfach beleidigt und sogar physisch bedroht, weshalb er schon nach einer kurzen Zeit die Okkupation seiner Erholungsstätte in eigener Stadt und in eigenem Staat zur Kenntnis nehmen muß und sich entweder in seine Wohnung schleichen muß oder eine noch freie Zone, in der sich auch Inländer immer noch bewegen dürfen, suchen gehen muß; noch ein Beweis für diesmal buchstäblich physische Gefährdung des Wirtsvolkes, die es schon langsam dazu veranlaßt, sich auf die Selbstverteidigung vorzubereiten.

Ausländerpark, der („la“):

ein von Xenophoben so genannter Park, der in der Tat nur deshalb von ausländischen Mitbürgerinnen und Mitbürgern öfters als von Inländerinnen und Inländern in Anspruch genommen wird, weil er sich in einem „Ghetto“ befindet, wo sich die armen Menschen nur ein Dach überm Kopf leisten können; der einzige Begegnungsort für ausländische Kinder und Jugendliche und ihre Mütter, die sehr oft in schlimmsten Mißständen leben müssen, weil sie von gierigen unersättlichen Maklern tierisch ausgebeutet werden und für winzige unhygienische Wohnungen Horrorpreise zahlen müssen; einziger Ort, wo sie nicht darauf aufpassen müssen, was dieser oder jener inländische Nachbar zu bemerken und zu beanstanden hat; leider müssen diese lieben lebendigen Kinder auch im Park ständig Kritiken und Beschimpfungen der frustrierten, isolierten, kinder- und inländerfeindlichen, hundeliebenden (vorwiegend) älteren Inländer dulden und sich in sog. „Käfige“ zurückziehen, damit sie

die „Optik“ im „mit Steuergeldern“ schön errichteten Park nicht stören; noch ein Beweis für die Dekadenz einer überalterten, egoistischen Gesellschaft, die mit solcher Einstellung gegenüber jungen Menschen keine Zukunft haben kann

Asylant, der („v“):

wegen anderer politischen Meinung oder religiöser Zugehörigkeit angeblich lebensbedrohlicher Ausländer, der merkwürdigerweise in solchem psychischen und physischen (da er auch „gefoltet“ wird) Zustand immer noch imstande ist, eben unser reiches Land als seine „Zuflucht“ auszuwählen, was ein ganz eindeutiger Beweis dafür ist, daß er eigentlich nur von der Armut oder polizeilicher Verfolgung im eigenen Land bedroht ist; eine Person, die illegal die eigene Heimat verläßt und meistens illegal in unser Land kommt, was wiederum den besten Beweis für ihre Geschicklichkeit, die Gesetze „zu umgehen“, liefert; ein Mensch, der in den meisten Fällen entweder lügt oder nicht beweisbare und nachprüfbare Umstände seines bisher „tragischen“ Lebens in verschiedenen Protokollen anführt, was zu langwierigen Prozessen vor den „menschliebenden“ und gutgläubigen Behörden führt, die logischerweise der Steuerzahler mit seinem im Schweiß verdienten Geld zahlen muß; eine oft nicht identifizierbare Person, deren Herkunft unbekannt bleibt, weshalb die potentielle Gefahr auf der Hand liegt, daß sie sich später als ein Krimineller entpuppen kann, die aber vom Staat gut gefüttert wird, mit bürgerlichen Rechten, Wohnung und finanzieller Hilfe belohnt wird und in Ruhe jahrelang faulenzeln kann, solange unzählige Berufungen, Beschwerden und Appelle der „humanistischen“ Organisationen „anhänglich“ sind; solche A. dürfen sogar im Falle einer Ablehnung nicht abgeschoben werden, weil unser Staat niemanden „in den Tod“ schicken darf, wie das sog. „Menschenfreunde“ in ihren Begründungen für illegalen Schutz der abzuschubenden Betrüger sehr wortreich erklären, was alles zusammen eine unglaubliche im Gesetz verankerte offizielle Verarschung des Staates und seiner Bürger darstellt.

Asylwerber/In, der/die („la“):

von gefühllosen, verbohrten und geistig begrenzten populistischen Politikern immer noch trotzig und abwertend „Asylant“ genannte, psychisch kaputte, physisch gefoltete, arme Person, die das eigene Land verlassen mußte, weil sie dort dem für moderne/n europäische/n Bürger/in unvorstellbaren Terror ausgesetzt worden war, weil sie genug Mut hatte, sich den schlimmen undemokratischen Tendenzen zu widersetzen, gegen die

Regierung zu protestieren oder für die Menschenrechte und Minderheiten zu kämpfen; ein/e ehrenwürdige/r Mann/Frau, der/die fast einem Helden aus der altgriechischen Tragödie ähnlich ist und deshalb eine viel bessere und viel menschlichere „Behandlung“ in dem Land verdient, wo er/sie Zuflucht sucht; er/sie wird aber mühsamen Kreuzverhören und Einvernahmen verschiedenster Beamter unterworfen, die oft keine Ahnung von den Verhältnissen im Herkunftsland des/der Asylwerber/in haben, aber sehr erfolgreich zynisch begründete ablehnende Bescheide im fast schadenfreudigen Stil und mit offensichtlichen Vergnügen zusammenfassen und die AsylwerberInnen abschieben bzw. in den sicheren Tod zurückschicken, ohne dabei mit der Wimper zu zucken; solche Menschen müssen im Laufe dieser mühsamen Verfahren unter schlimmsten Umständen leben, wobei sie im besten Fall den Schlafplatz in einem Lager bekommen, nicht offiziell arbeiten gehen dürfen und deshalb vom Willen des „Gastlandes“ völlig abhängig sind; noch dazu werden sie vom verhetzten Volk als „Schmarotzer“ und „Parasiten“ betrachtet und müssen ständige Beleidigungen dulden; ein tragischer Beweis für den verlogenen Humanismus eines satten, egoistischen und selbstverliebten Europas.

Bräuche, ausländische („v“):

eine Reihe verblüffender, primitiver, wilder, dem zivilisierten Europa völlig fremder Rituale, die ehrliche, anständige, christliche Inländer auch mit größter Mühe nicht verstehen können, wie z. B. das Eheschließen unter Kindern, wobei die Mädchen noch in der Wiege aufgrund der „Verträge“ unter Eltern verkauft bzw. „versprochen“ werden (eine Art der im eigenen Land geduldeten Sklaverei); Schlachten der Schafe in den Höfen der Wohnanlage; tagelang dauernde laute Hochzeitsfeste; unbegreiflich unmenschliches Fasten, das sogar das Wassertrinken im Laufe des Tages verbietet; das Recht des Mannes, sich mehrere Frauen zu „besorgen“, wobei man für jedes neue blutjunge keusche Mädchen eine Menge Geld bezahlen muß; verspätetes Weihnachts- und Osterfeiern bei angeblichen „Christen“; unglaubliche Regeln, nach welchen sogar Priester heiraten dürfen und vieles mehr; etwas, was das Wirtsvolk schon Jahrzehnte lang schweigend dulden muß, obwohl es dabei gar nichts außer Lärm- und Geruchsbelästigung empfindet; Beleidigung für den guten Geschmack, die die „Multikultitypen“ als eine Art Annäherung zwischen verschiedenen Kulturen zu interpretieren versuchen, was aber zum Scheitern verurteilt ist.

Bräuche, ausländische („la“):

eine unschätzbar wertvolle Sammlung aus anderen Kulturen stammender Bräuche, die man glücklicherweise in eigenem Land miterleben darf; diese a. B. werden leider von nicht genug informierten und gebildeten konservativen und nationalistischen Xenophoben als etwas „Fremdes“ und in die eigene Vorstellungswelt nicht Passendes empfunden und erlebt, weshalb es oft dazu kommt, daß ausländische Mitbürgerinnen und Mitbürger bei ihren herrlichen Festen, die zwar manchmal ein bißchen lauter sein können, durch die Polizei gestört werden; eine inspirierende Quelle der äußerst interessanten und im heutigen konsumorientierten Europa als „primitiv“ verstandenen Handlungen der traditionsbewußten Völker, die auf diese Weise versuchen, ihre Identität in fremder Umgebung zu bewahren; vereinzelte „extreme“ a. B. (wie z. B. rituelles Opfern des Tieres durch das Schlachten) werden von populistischen inländerfeindlichen Medien und Politikern oft dafür ausgenutzt, um das Bild über ausländische MitbürgerInnen als „Barbaren“ unter das sensationshungrige und voyeuristische Volk zu bringen; das „Recht aufs Leben“ für diese a. B. in unserem Land ständig zu verlangen und sie kompromißlos zu verteidigen, soll ein konstantes Anliegen aller Menschen sein, die sich nicht wünschen, in einer langweiligen eintönigen sozialen Umwelt leben zu müssen.

(Fortsetzung folgt)



Abb. 2: Der Asylwerber

Der Reisepaß

Eine Kurzgeschichte
von Marwan Abado

Manche Dinge sind im Leben unverzichtbar! Was für eine kluge Aussage, gerade am Anfang einer Kurzgeschichte. Natürlich kann man ohne Fernseher leben. Letztendlich ist ein Fernseher kein vorgeschriebenes menschliches Bedürfnis. Ich kann mich erinnern, wie wir den ersten Fernseher bekommen haben. Mein Gott, das war ein Fest in unserer Gegend. Jeden Abend kamen die Nachbarn zu uns und schauten das Superding an. Es war noch in Schwarzweiß, und unsere Welt sah nicht sehr viel bunter aus. Allein wenn ich daran denke, fließen die Bilder einer weggeschobenen Erinnerung der Kindheit in Schwarzweiß zurück. Jedenfalls, es geht nicht um diesen Fernseher, sondern um ein anderes Ding, das unverzichtbar war. Es ist dunkelbraun und hat eine dicke Hülle. Es ist kein Geheimnis, daher werde ich es verraten. Es ist ein Reisepaß, der zumindest kein normaler war.

Ich bin in Beirut als Kind einer palästinensischen Flüchtlingsfamilie geboren. Die meisten Menschen auf dieser Welt werden als Staatsangehörige einer bestimmten Nation geboren, manche aber nicht. Ich wurde nicht nur als Flüchtling geboren, sondern das Flüchtlingslager war auch mein Zuhause. Dort wachsen Menschen in einer Flüchtlingswelt auf und werden von einer Flüchtlingsorganisation betreut und gehen in eine Schule für Flüchtlinge. Alles rundherum hat mit der Wortwurzel „Flucht“ zu tun.

Im Jahre 1975 brach der Bürgerkrieg im Libanon aus. Da wurde unser Flüchtlingslager belagert. Ein Lager wird belagert! Kein Problem. Die Flüchtlinge flüchten schon wieder – aus dem Lager. Von Ost-Beirut in den westlichen Teil der Hauptstadt, und unter Kriegsumständen wird noch einmal eine neue Existenz aufgebaut. Kein Lager wurde für uns errichtet, weil viele Wohnungen in die Gegenrichtung Geflüchteter leerstanden und besetzt werden konnten. Eine andere Lösung für beide Verflüchteten; ich meine, für beide Teile der Geflüchteten. Sieben Jahre später wurde Beirut als Hauptstadt überhaupt belagert. Wieder Flucht, ein Koffer ohne Spielzeug und Sonderferien von der Schule! Gut, immerhin nach dieser drei-

monatigen Belagerung und zwei Massakern zogen die Krieger aus aller Herren Länder aus der Stadt, und wir kehrten wieder heim. Naja, dachten wir, das war die letzte Runde des Krieges. Vergebens! Drei Jahre später begann wieder ein Krieg mit dem Titel *Lagerkrieg*. Es ist sehr eigenartig, daß Kriege immer einen Namen tragen. Dieser Lagerkrieg hat alle Vernichtungswut gegen die palästinensische Flüchtlingslager in West-Beirut gehabt. Da wurden wieder die Lager belagert. Keine Städte, sondern winzige Erdflächen. Damals war ich gerade noch nicht einmal 18 Jahre alt. Meine Eltern wurden durch diese Kriege müde und hatten die totale Angst um mich. Sie entschieden, daß ich aus Beirut überhaupt flüchten müsse. „Du bist alt genug! Du fliegst nach Österreich, zu deinem Bruder; dort kriegst du alles, und hast du alles“, sagten meine traurigen Eltern. Obwohl ich von der Idee nicht sehr begeistert war, dachte ich an den Reiz eines westlichen Landes.

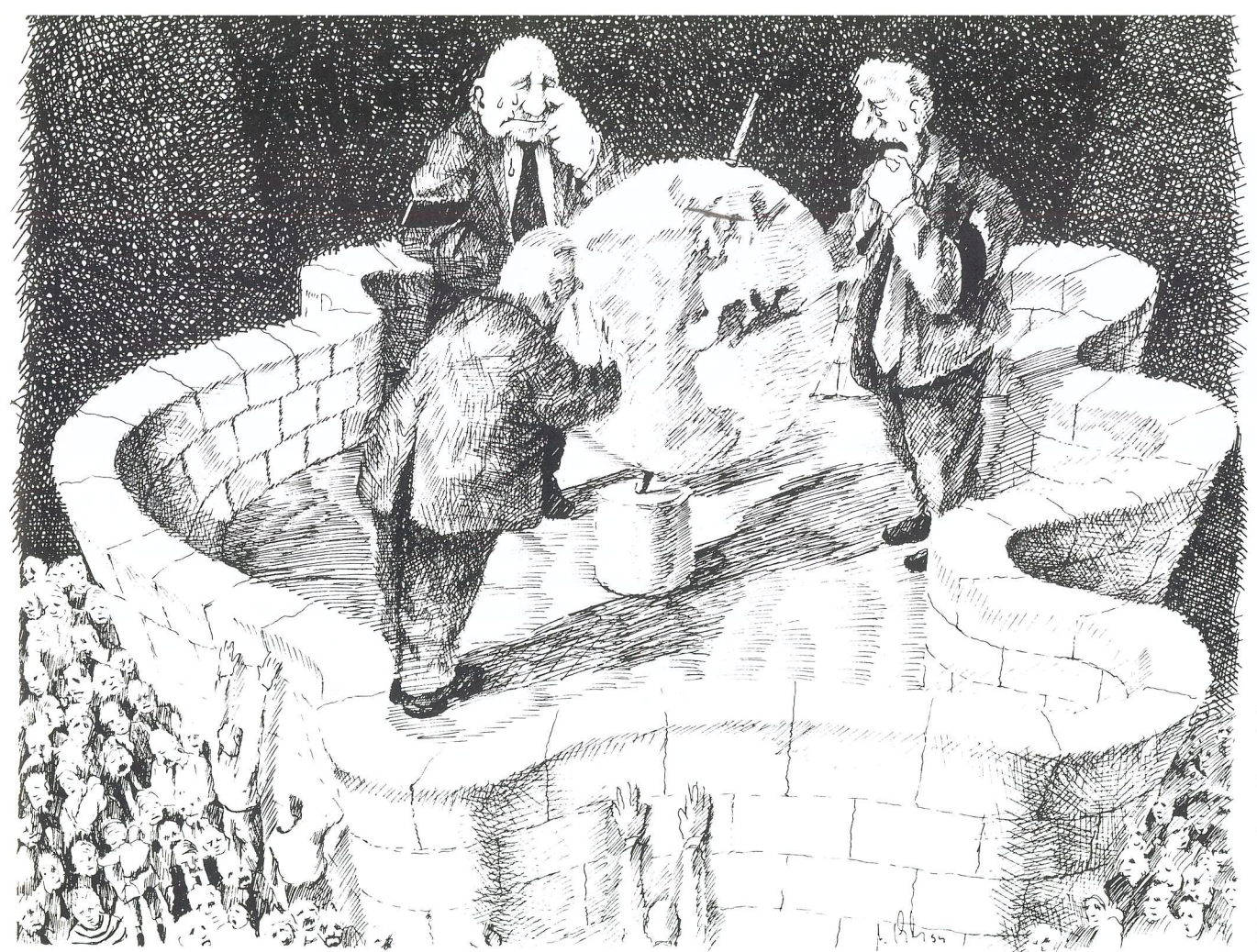
Ich hatte nämlich viel im Fernsehen gesehen: Ja, diese schönen Freiheiten, Bildung, Arbeit, Demokratie, Sex, Action und und und – und natürlich keine Angst, kein Krieg und ein für allemal keine Flucht mehr! Aber zunächst mußten wir diese Flucht organisieren. Meine Eltern besorgten den Paß für palästinensische Flüchtlinge, und mein Bruder in Wien beantragte das Visum für Österreich. Alles klar! Aber die Sache am Beiruter Flughafen war nicht so leicht. Die Beamten der Kriegsprinzen wollten von mir Geld, oder ich gehörte einer palästinensischen Untergrundorganisation an, die die Welt bald vernichten würde. Da habe ich zum ersten Mal in meinem Leben und angesteckt von libanesischen Verhältnissen gesagt, daß ich christlicher Palästinenser bin: „Die christlichen Palästinenser haben mit diesen Kriegen nichts zu tun. Wir sind lauter Schafel! Im Osten Beiruts, christlich dominiert, sagen die Falangisten, daß wir Palästinenser seien, und im westlichen muslimischen Teil behaupten die Krieger, wir seien Christen! Ich gehöre also nirgendwohin und schon gar nicht einer Untergrundorganisation an.“

Der Beamte lächelte, weil er wußte, daß ich die Wahrheit sagte. Die Wahrheit las er nicht von meinem Gesicht, sondern von meinem Reisepaß ab. Da gibt es nämlich eine Spalte für Religionsbekenntnis. Natürlich kostete diese Spalte in diesem Krieg viele Unschuldigen das Leben, mir hat es nur die Flucht aus Beirut ermöglicht. Dennoch mußte ich noch ein bißchen lockerlassen. Gemeint ist der liebe Dollar! Diese Beamten sind die revolutionären Kämpfer gegen den amerikanischen Imperialismus und wollen nur in Dollars geschmiert werden. Welch Zufall! Jedenfalls ist mir die Flucht gelungen.

Am Wiener Flughafen dauerte die Einreise relativ lang. Mein Bruder hatte die Angelegenheit für mich so geplant, daß ich direkt am Wiener Flughafen das Visum erhalten sollte. Der Beamte am Flughafen sagte in wunderbarem Englisch: „No Problem, Visa ist da“ und winkte dabei mit der Hand nach unten. Ich hätte ja wissen müssen, daß „da“ hier bedeutet. Da war ich erleichtert. Es war eine anstrengende Reise und vor allem mein erster Flug gewesen. Es war deshalb so anstrengend, weil ich während des Flugs mindestens eine halbe Stunde mit dem Gedanken beschäftigt war, ob ich denn für das Flugmenü zahlen mußte. Ehrlich! Ich dachte, das wird mich viel kosten, und es ist besser, das wenige Geld zu sparen, anstatt für dieses schreckliche Essen zu zahlen. Eine flugtrainierte noble Dame, die neben mir saß, beruhigte mich, als ich sie mit zwei roten Backen fragte, ob man für Getränke bezahlen muß. Sie lachte und versicherte mir, daß für Menü und Getränke kein Geld verlangt wird. „Es ist alles im Flugticket inkludiert.“ Alles klar! Jedenfalls, immer noch am Wiener Flughafen und nach ungefähr einer Stunde kam der Beamte mit dem Paß endlich zurück. Er entschuldigte sich für die Verspätung mit dem pikanten Hinweis, daß er einen neuen Kollegen zum Einschulen hätte und diesem unbedingt diesen außergewöhnlichen Reisepaß vorführen wollte. Deshalb die kleine Verzögerung. Ich lachte und dachte bei mir, die haben ja Probleme.

Nun, mit diesem außergewöhnlichen Paß habe ich inzwischen viele Länder gesehen, zum Beispiel Niederösterreich, Burgenland und den Süden Mitteleuropas, Kärnten! Einmal wollte ich nach Berlin reisen, eine Abwechslung, dachte ich. Freunde schickten mir damals eine hoch-offizielle Einladung, mit der ich zur deutschen Botschaft ging. Der Botschaftsbeamte sagte mit einer relativ hohen Stimme, daß die Bearbeitung meines Antrags zwei bis drei Wochen dauern werde. Was, so lange? fragte ich ihn. Der Beamte blieb höflich, und mit derselben hohen Stimme erklärte er mir, daß die Angelegenheit unter Bundesgesetz falle und er nichts dafür könne. Außerdem habe man Angst vor Terroranschlägen. Naja, dachte ich, er hat eigentlich recht, aber diese verdammten Terroristen stehen nicht zwei Stunden in einer Schlange vor der Botschaft und kommen nicht mit einer Einladung daher und lernen sowieso nicht so rasch Deutsch. Mein Gott, solche bürokratischen Geschichten sind bei uns im Libanon auch nicht anders! Hier funktionieren sie laut Gesetz.

Was soll's! Mit diesem einzigen Trost beantragte ich ein Visum und bekam die positive Nachricht zwei Wochen später. Das Bundesgesetz war nicht so bürokratisch wie man denkt und wirkte plötzlich Wunder. Ich wartete nicht drei, sondern nur zwei Wochen. Ich erhielt meinen Paß und meinen A5-Zettel zurück. Super! Das waren



Zeichnung: Andreas Ohrenschild

sicher Hinweise für nach Deutschland Reisende. Nein, es war das Visum für Deutschland. Das deutsche Gesetz erkannte meinen Paß nicht an, und deshalb war das Visum extra ausgestellt worden. Es sah zwar ganz lustig aus, aber irgendwie ist es nicht mehr lustig mit diesem Paß. Ständig muß ich mich als Träger dieses Passes, als der Staatenlose schlechthin, von Dingen distanzieren, die nicht unter meiner persönlichen Gewalt stehen. Jedesmal habe ich das Gefühl, daß ich Sachen erklären muß, die mir nicht sehr viel bedeuten. Deswegen beschloß ich, die österreichische Staatsbürgerschaft zu beantragen. Keine lästigen Anträge mehr, keine extra Blätter und keine Wartereien!

Außerdem habe ich mit diesem Paß andere Probleme gehabt. Er war immer für ein Jahr gültig und somit der Sichtvermerk für Österreich ebenso lang. Jedes Jahr mußte ich meinen Flüchtlingsstatus bei der libanesischen Botschaft verlängern lassen. Jedesmal mußten dem Verlängerungsantrag zwei Fotos beigelegt werden. Ich glaube, wenn ich richtig zählen kann, müßte die Botschaft mindestens zwölf Brustbildfotos von mir haben. Was machen sie mit meinen schrecklichen Fotos? fragte ich mich. Verfolgen sie meinen Haarschnittgeschmack in der Fremde? Oder machen sie Untersuchungen über die Wirkung der Kälte der Alpenrepublik auf die Haut der Menschen, die aus dem Osten des Mittelmeeres kommen? Was weiß ich. Gleichwohl,

ich wollte all diese Dinge nicht mehr haben und nicht mehr sehen.

Ein Jahr nach meinem Antrag auf die österreichische Staatsbürgerschaft bekam ich den neuen, grünen Paß. Es war ein wunderbares und überwältigendes Gefühl. Aber jetzt, sagte ich zu mir, gehört dir die Welt! Mein erster Reiseplan galt dem Libanon. Sechs Jahre lang hatte ich keinen Besuch dorthin abstatten dürfen. Ich hatte große Sehnsucht. Die Familie, die Freunde und die alten Spielplätze hatten mir so gefehlt, daß der Libanonbesuch, wie manche Dinge im Leben, unverzichtbar war. Da erfuhr ich, daß österreichische Staatsbürger ein Visum für den Libanon benötigen. Kein Problem! Wieder ein Antrag und zwei Brustbildfotos. Inzwischen habe ich den Libanon so oft besucht, daß die Botschaft relativ viele Fotos von mir hat. Jedenfalls bekam ich das Visum für Familienbesuch. Das Visum war mit einer handgeschriebenen Notiz versehen, die besagte, daß ich palästinensischer Abstammung bin. Normale Österreicher besuchen den Libanon nicht. Der Libanonbesuch ist zweckgebunden, denn was macht schon ein Österreicher im Libanon!

Daraufhin, am Beiruter Flughafen, wollten die neuen Friedensbeamten einen Beweis von mir haben, daß ich tatsächlich Palästinenser bin. Die Notiz der Botschaft sei nicht ausreichend. Ich sagte, daß ich Österreicher geworden sei und über derartige Beweise nicht verfüge. Der Beamte, der anscheinend Verdau-

ungsprobleme hatte, warf mir vor, mich für meine Herkunft zu schämen. Was für eine Schand! sagte ich zu mir selbst.

„Bruder“, sagte er zu mir, ja Bruder, „du mußt uns einen Beweis vorlegen, sonst ist es problematisch.“ Natürlich hatte ich nicht nur den grünen Reisepaß mit, sondern auch die grünen Dollars. Die grünen Blätter waren der beste Beweis! Erschöpft ging ich vom Flughafen hinaus, wo meine Familie voller Neugier darauf, wie ich nach so vielen Jahren überhaupt aussehe, auf mich wartete. Leider hatte ich es verpaßt, ihnen jährlich Fotos zu schicken, um ihnen die Sache nun zu erleichtern.

Inzwischen, nachdem mich der Umgang mit solchen Problemen an Grenzübergängen abgehärtet hat, ist das Reisen für mich leichter geworden. Dennoch denken viele Grenzbeamte, die weder für Krieg noch für Frieden sorgen, daß mein Paß gefälscht ist. Nicht aufgrund meines Aussehens, sondern wegen meines Namens. Hätte ich Mayer geheißen, wäre das Ganze total anders. Soll ich tatsächlich eine Namensänderung beantragen? Nein, es lohnt sich nicht mehr. Ich kann den Grenzbeamten, der mich einmal fragte, warum ich in meinem Paß so viele Visa für den Libanon habe, genug provozieren, um wenigstens selbst lachen zu können.

Inzwischen besitze ich einen Farbfernseher und weiß, daß ich für ein Flugmenü nicht zahlen muß.

Marwan Abado lebt als Musiker in Wien.

Das Gelobte Land

von Stefan Nicolini

Eine italienische Amateurtheatergruppe hat ein deutsches Volksstück ins Italienische übersetzt und inszeniert. Ort der Handlung: St. Valentin in Niederösterreich.

Der Publikumsandrang im kleinen Theatersaal in Mori, einem Provinznest nahe dem Gardasee, ist groß. Alle wollen die Amateurtheatergruppe auf der Bühne sehen. Ganze Schulklassen sind gekommen und zeigen sich interessiert. „La terra promessa“ (Das versprochene Land) oder „Scena dall' esilio sudtirolese“ (Szenen aus dem Südtiroler Exil) nennt sich das Stück, das zur Aufführung gelangt. Eine Komödie in zwei Akten vom Südtiroler Autor Josef Feichtinger. Dieser ist Mittelschullehrer und Literatur in Südtirol und hat einige Theaterstücke geschrieben, die von Volksbühnen aufgeführt wurden.

Exil in St. Valentin

Nun hat sich eine kleine italienische Amateurtruppe, die *Filodrammatici* aus Bozen, an das Stück herangewagt, es übersetzt und adaptiert. Und zwar aus dem deutschen in den italienischen Dialekt, der in der Nachbarprovinz gesprochen wird. Der Originaltitel lautet: „St. Valentin“. Gemeint ist der Ort nahe der Westautobahn in Niederösterreich.

Das Stück spielt während der Zeit des Zweiten Weltkrieges. In St. Valentin haben sich im Jahre 1939 einige Südtiroler Auswandererfamilien niedergelassen. Aufgrund eines Abkommens zwischen Hitler und Mussolini waren die deutsch- und ladinischsprachigen Südtiroler zur Option zwischen Verbleib in Italien und „Rückführung heim ins Reich“ gezwungen worden. Dabei lieferten sich die beiden Regimes einen beispiellosen Propagandakrieg, der über die Köpfe der Südtiroler ausgetragen wurde. Viele verloren ihre Heimat und suchten im Deutschen Reich eine neue Existenz. Die Nazi-Propaganda versprach den Südtirolern das Blaue vom Himmel: denselben Besitz, Wohlstand und Arbeit für alle. Viele waren blind

geschlagen und glaubten daran. Die Ermüchterung folgte spätestens dann, als sie in Österreich in ein Sammellager kamen.

Feichtinger zeigt in dem autobiographischen Stück den harten Überlebenskampf in einem rohen und gewalttätigen Umfeld auf. Fern der Heimat, in einem Land, in dem der Nebel leicht und häufig fällt, fühlen sich die Südtiroler Emigranten wie in einem Gefängnis, wie Außenseiter, ausgestoßen. Von St. Valentin selbst erfährt man wenig. Das gesamte Geschehen spielt sich in einer Baracke ab.

Mutter Marlene, die in Bologna kochen gelernt hatte, muß die lokalen Nazischergen der Gestapo bewirten. Da kein Fleisch aufzutreiben ist, nimmt sie kurzerhand die Hauskatze, kocht sie und tischt sie auf. Die Gäste würdigen die Kochkünste der Köchin und essen die rare Fleischspeise mit Genuß. (Die einzigen Rollen, die nicht übersetzt wurden, sind jene der Gestapo-Schergen. Der deutsche Gruß im Trentiner Dialekt würde wohl ein wenig komisch klingen.)

Anspruchvolles Volkstheater

Ein interessanter Versuch, die ethnischen Grenzen zu überspringen und erlebte Südtiroler Geschichte einem italienischsprachigen Publikum näherzubringen, das von den Ereignissen der Optionszeit wenig bis gar nichts mitbekommen hat. Parallel zu den Aufführungen



wird eine historische Ausstellung über die Option in Südtirol eingerichtet.

Die Inszenierung wird der eigentlichen Aufgabe des Theaters gerecht: Ponton für Menschen zu sein, sie trotz unterschiedlicher Herkunft, Sprache und Kultur einander näherzubringen. Die *Filodrammatici* zeigen gutes anspruchsvolles Volkstheater. Damit feiern sie ihr 50jähriges Bestehen. „Ich habe das Stück

deshalb gewählt, weil ich kulturell daran interessiert war und weil ich mir eine Adaption für unsere Truppe gut vorstellen konnte“, meint Roby De Tomas, seit über zehn Jahren Regisseur der Truppe.

Bühnenbild und Inszenierung bewegen sich ansonsten in den gewohnten Bahnen der Volksbühne: eine Baracke im ersten und eine Bauernstube im zweiten Akt.

Hauptfigur ist neben dem Stecher-Bauern und seiner Frau Marlene die Enkelin Maria, die von Elisabetta Squarcina verkörpert wird. Squarcina hat den Text abends, als ihre zwei Kinder bereits im Bett lagen, übersetzt. Insgesamt hat sie dafür fünf Monate gebraucht. „Manchmal war es schon schwierig, den richtigen Ausdruck auch in der Trentiner Mundart zu finden“, meint sie rückblickend.

Europaregion Tirol?

Es ist Experiment und Wagnis zugleich, denn es ist für Südtiroler Verhältnisse etwas Besonderes. Der kulturelle Austausch zwischen der italienischen und deutschen Bevölkerung ist verschwindend gering. Die viel diskutierte Europaregion Tirol, in der auch das italienischsprachige Trentino, das neben Nord-, Ost- und Südtirol an diesem Integrationsprozeß teilhaben soll, ist hohles Geschwätz.

„Was uns bei dem Stück überzeugt hat, ist die Tatsache, daß Feichtinger nicht Partei

ergreift, sondern die Mitmenschlichkeit in den Vordergrund stellt“, meint Loris Frazza, Präsident der Theatergruppe.

Die Schauspieltruppe wird das Stück auch im Sommer auf dem Kleinkunstfestival in Salerno und in Triest aufführen. Dort nämlich gab es während und nach dem Zweiten Weltkrieg ähnliche ethnische Konflikte zwischen der slowenischen und italienischen Bevölkerung.



Fotos: Ise Winter

Die toten Denkmäler sterben lassen

Goran Rebić, Regisseur von „Jugofilm“, im Gespräch mit Margit Rohringer

Die Wiener Premiere von „Jugofilm“, seinem ersten Spielfilm (in deutscher und serbokroatischer Sprache), feierte Goran Rebić am 10. Oktober im Filmcasino und im Top-Kino.

Rebić wurde 1968 in Vrsac/Vojvodina geboren und kam bereits im Alter von zwei Jahren mit seinen Eltern im Zuge der damaligen Emigrationswelle aus Jugoslawien nach Wien.

STIMME: Wie nehmen Sie Ihre Identität als in Österreich lebender Filmemacher jugoslawischer Herkunft wahr und wie spiegelt sich dies in Ihrem Filmschaffen wider?

Goran Rebić: In Reaktion auf diese wahnsinnigen, schrecklichen Ereignisse habe ich mich ab einem bestimmten Zeitpunkt verwehrt, auf jegliche nationale Einteilung zu reagieren. Ich bin dann auch bei „Jugofilm“ soweit gegangen, diese sprichwörtlich zu unterwandern, zu bekämpfen. Die Form der Rollenbesetzung, die ich gewählt habe, war so angelegt, daß eine Nationalität die andere spielte. Ich glaube nicht an diese Grenzen. Ich glaube nicht daran, daß die Bestimmung eines Menschen darin liegt, sich national gegenüber anderen Menschen abzugrenzen. Die einzige Aussage, zu der ich mich habe zwingen lassen, ist, daß ich ein jugoslawisches Kind war, das in Österreich erwachsen geworden ist und daß meine Stadt Wien ist.

„Jugofilm“ handelt u. a. vom Identitätsverlust, von Ängsten, Mißtrauen und Verletzungen. Die Sprache des Schweigens und das Brechen dieses Schweigens durch Traumbilder finden im Film eine Ausdrucksform für die Unfähigkeit, sich mit diesen Gefühlen offen auseinanderzusetzen. Wo sehen Sie die Ursachen für dieses Scheitern im wirklichen Leben?

Mein Film fängt ja auch genau dort an. Das war der wichtige Ansatz im Film, nämlich die Zeit zurückzuspulen, genau an diesen Punkt, wo alles den Menschen aus den Händen zu gleiten begann. Dieser Verlust hat eine Reihe von Umwälzungen gebracht, nur wenige haben weiterdenkend, weiterblickend agieren können. Und da ist für mich ein gesellschaftliches Problem, das in Jugoslawien einfach so

lange dominiert hat, zum Ausdruck gekommen. Ich zeige es anhand eines Generationskonfliktes, wie er vor jedem Krieg stattgefunden hat. Er besteht darin, daß die Väter nicht bereit sind, über ihren Horizont zu schauen, über Veränderungen hinaus weiterzudenken und etwas für die Zukunft, für die eigenen Söhne und Töchter zu schaffen, daß diese Väter im Gegenteil in die eigene Vergangenheit blicken, Denkmäler ausgraben, sich national abgrenzen, versuchen, ihre Sache bis zum Ende durchzuboxen, und so einfach das Verderben mit auf ihren Schultern tragen. Sie schicken ihre Söhne in den Krieg, in den Tod, und das manifestierte sich für mich genauso in den Gruppen und Gemeinden der Exjugoslawen hier in Wien und in anderen europäischen Städten.

„Filme machen, das ist dem Tod bei der Arbeit zuzusehen.“ Diese Beschreibung wählte der französische Regisseur Jean Cocteau für die Filmkunst. Sie fand in einem Gespräch im ORF Ihre Zustimmung. Wie interpretieren Sie diese Aussage Cocteaus aufgrund ihrer persönlichen Erfahrungen als Filmemacher?

Auf meinen für mich immanent wichtigen Themenbereich trifft diese Aussage zu. Ich würde auch gerne beim Filmemachen, beim Liebmachen zusehen oder bei anderen Dingen, aber in diesem Fall ist es nun einmal eine andere Zeit, in der wir leben. Es geht dabei um eine ganz persönliche Auseinandersetzung. Ich weiß, wäre ich im tiefsten Serbien zwischen den Bergen aufgewachsen, wäre es mir weitaus schwerer gefallen, an diesen Punkt zu gelangen, wo ich jetzt bin, diese Distanz zu haben und auch so zu reden und mich so für etwas einzusetzen. Aber da ich es kann, muß ich es auch tun, und das ist mein einziger Bezug zu dem, was Sie vorhin gesagt haben: dem Tod zuzusehen, dann ja, natürlich ist es dann für mich Filmemachen.

STIMME-Autorin Margit Rohringer arbeitet derzeit an einer Dissertation über das Thema „Filmproduktion im ehemaligen Jugoslawien und in den Nachfolgestaaten Bosnien und Herzegowina, Serbien und Kroatien 1985 - 1997“.

Das Bild der Kärner in der Literatur

von Gabriele Egger

Gibt es literarische Werke, in denen das Leben der Kärner geschildert wird? Ja, die gibt es. Inwieweit diese Schilderungen jedoch der Wirklichkeit entsprechen, ist eine ganz andere Frage.

Di Kornr kemman, hollawint,
lai räasch di Tremml fiir,
unt schtuankaif zuakep, dia Paggaasch
plaip pessr four dr Tiir.

In Schnoppr oor pann Hennaschtoll
unz Assloch zua aft Tenn,
unt norr lottlai in Sultan aus,
deer zoagg dein Folk di Zenn.

Unt lottit zlong di Muasfonn kualn
afn Soldr four dr Hitt,
susch kriagg dia anou Fias ament
unt rennt mitn Kornr mit.

Wail mitgianlossn tianzi ollz,
deis isch zunn Tuifhouln.
In Paatr hoobmsi haint pann Wirt
di gwaichn Piltln gschtouln.

Unt dr Nääs gäat goor di Unnschult oo,
unta Kornr hatt si gfuntn,
iaz willr aanou Fintrluan.
Deis saimr wiachi Kuntn.



Fotos: Mehmet Emir, Archiv

Diese heiteren Verse aus dem Volksmund hat Luis Stefan Stecher in seiner Heimat, dem Vintschgau, gesammelt und aufgeschrieben, um „diesen freiheitsliebenden Außenseitern Altirols [...] eine Art verspätetes Denkmal zu setzen“.

Im Vintschgau waren die Kärner bis zur Mitte dieses Jahrhunderts auch anzutreffen, im 19. Jahrhundert machten sie dort sogar 20 bis 30 Prozent der Gesamtbevölkerung aus.

Da sich den Kärnern im Vintschgau zuweilen Arbeitsmöglichkeiten boten, waren sie dazu gezwungen, mit ihren Karren (daher auch der Name) durch die Täler Tirols zu ziehen. Sie betrieben Wanderhandel, hatten ihre eigenen Bräuche und ihre eigene Sprache – das Jenische.

Wie die „Dörcher“ oder „Laninger“ – so werden die Wanderhändler aus dem Oberinntal genannt – und die „Kessler“ und „Korber“ aus der Schweiz gehören auch die Kärner der ethnischen Gruppe der Jenischen an.

Nach dem Zweiten Weltkrieg zerfiel die Gemeinschaft der Kärner mehr und mehr, und somit ging ihre besondere Kultur und mit dieser auch die jenische Sprache allmählich verloren.

Das Kärnerleben wird in Reiseskizzen aus dem 19. Jahrhundert, in Mundartgedichten aus dem Vintschgau und sogar in dramatischen Werken unserer Zeit (Luis Zagler: „Die Grenzgänger“) beschrieben; doch dabei sind sehr unterschiedliche Bilder von Kärnern entwickelt worden.

In den „verklärenden“ Mundartgedichten – wie auch in dem eingangs zitierten – wird den Kärnern häufig eine ganz besondere Eigenschaft „angedichtet“: Sie sind diebisch und nehmen alles mit, was nicht niet- und nagelfest ist. Das Bild, das in diesem Gedicht gezeichnet wird, ist ein negatives, aber es wird nicht so empfunden, weil der Text in einem nicht feindseligen, harmlosen Ton gehalten ist und der angebliche „Hang zum Diebstahl“ durch die Schlußpointe ins Lächerliche gezogen wird. Die Kärner erscheinen in dieser Art von „Volks poesie“ meist als lebensfrohe Vagabunden, von den Schattenseiten des Wanderlebens (Hunger, Armut ...) erfährt man wenig.

Auch wenn solche Gedichtchen vorwiegend Unterhaltungsfunktion hatten und heute als Kulturdenkmäler gelten – sie transportieren dennoch Vorurteile, die sich verfestigen können.

In den Reiseskizzen aus dem 19. Jahrhundert wird häufig die äußere Erscheinung der Kärner beschrieben – oft stilisiert bzw. romantisiert, größtes Augenmerk liegt allerdings auf den schlechten angeblichen Eigenschaften des „Wandervölkchens“: Es ist die Rede von Rauferien, von Hader, Zwietracht und sogar von

„sittlicher Fäulnis“. In Sätzen wie „Sie halten nicht aus; wie Zigeuner laufen sie auf die Straße, das Wanderleben steckt ihnen bereits im Blute“ (zitiert nach Adolf Pichler) werden fragwürdige Ideologien über das „Wesen der Kärner“ entwickelt.

Anfang der 90er Jahre hat der zeitgenössische Südtiroler Autor Luis Zagler in seinem Theaterstück „Die Grenzgänger“ ein weiteres Kärnerbild entworfen: Seine Figuren sind trinksüchtig, streitsüchtig, verwahrlost usw., aber Zagler relativiert diese negativen Klischees dadurch, daß er die Kärner als Mißverständene und Unterdrückte darstellt, er ruft damit beim Leser aber eher Mitleid als Verständnis hervor.

Daß das Kärnerleben so lustig nicht ist bzw. war, habe ich während meiner Beschäftigung mit den Kärnerbildern in literarischen Werken erfahren: In Wahrheit führten sie einen harten Existenzkampf gegen Hunger und Armut.

Schriftsteller haben bis in unsere Zeit herauf (Zagler) versucht, ein Bild des typischen Kärners zu zeichnen, die entstandenen Bilder sind nicht einheitlich: Einerseits ist oft vom verarmten Kärner die Rede, dem man Mitleid und Bedauern entgegenbringen soll, andererseits existiert auch das Bild des Kärners als Hühnerdieb, Vagabund, Saufbruder und Raufbold.

Die zugeschriebenen Eigenschaften reichen von „arbeits scheu“ über „fruchtbar“ bis hin zur „angeborenen sittlichen Fäulnis“.

Keines der Bilder in den von mir untersuchten Texten erscheint mir wirklich realistisch – mit einer Ausnahme: der Kurzgeschichte „Der Schnauzl“ von Karl Schönherr (1867 – 1945). Schönherr, der eher als Dramatiker bekannt ist, hat seine Kindheit im Vintschgau verbracht und hatte vermutlich auch direkten Kontakt zu den Kärnern.

Im „Schnauzl“ erzählt er die Geschichte eines Wanderhändlers, der seinen Hund

schlachten muß, um den Hunger seiner fünf Kinder stillen zu können.

Dort an der Froschlacke hinter dem dichten Erlenbusch hat ein Kärner vorgestern abend sein Hündchen geschlachtet. Heute noch ist das ganze Dorf gegen den roh schlächtigen Kärner auf. Aber wer hat denn nur auch das Lügensätzlein erfunden: 'Jedes Haserl findet sein Graserl?' Ein Jemand hat so den armen Mann mit der Stube voll Kinder getröstet. Und der darauf mit einem tiefen Seufzer: „Ach ja, wär alles recht! Aber meine Kinder, Gott sei's geklagt, die fressen kein Gras!“

Natürlich ist das ganze Dorf gegen den roh schlächtigen Kärner aufgebracht, aber Schönherr schildert dem Leser einfühlsam und liebevoll, wie es überhaupt zu dieser „unmenschlichen“ Tat kommen konnte: Die Kinder schreien vor Hunger so laut, daß es dem Kärner fast das Herz bricht. Er lockt seinen Hund Schnauzl in den Wald, schlachtet ihn und setzt ihn dann seinem Nachwuchs als gebratenes Häschen vor. Als die Kinder nach dem Essen nach Schnauzl rufen, wird der Vater wütend:

„Marsch ins Stroh und keinen Muckser mehr! Oder i schlag euch alle tot!“

Da forchten sich die Kinder, und krochen naheinander in den Karren; hinter ihnen die beiden Alten. Schließen auch alle bald ein. Solen die Ärzte hundertmal anders sagen, mit vollem Magen schläft sich's doch besser.

Der Vater hatte eine unruhige Nacht. Immer wieder fuhr er schlaftrunken aus dem Karrenstroh. Er hörte im halben Schlaf den Schnauzl bellen.

„Was der nur heut hat“, murkte er zwischen Schlafen und Wachen und steckt den Kopf unter der Plache hervor:

„Pst, Schnauzl! Sei still!“

Bis ihn die kalte Nachtluft anwehte und vollends munter machte. Da besann er sich:

„Ahjaso, der bellt nimmer!“

Dann warf er sich wieder schwer fluchend aufs Ohr. Und es war eine lange Nacht.



Obwohl „Der Schnauzl“ vermutlich für Kinder gedacht war/ist, ist er dennoch anspruchsvoll, der Autor zeichnet ein realistisches Bild vom Wanderleben, er beschreibt, wie es dazu kommen kann, daß moralische Schranken aus Hunger übertreten werden, und Schönherr gelingt es auch, den Leser betroffen zu machen, ohne mitleidisch zu sein.

Gabriele Egger studiert Komparatistik und Germanistik an der Universität Innsbruck.

Literatur:

Stecher, Luis Stefan: Kornliadr. Gedichte in Vintschger Mundart. Bozen 1979

Zagler, Luis: Die Kärner. Grenzgänger zwischen Freiheit und Elend. Mit Beiträgen von P. Rösch, R. Johler, L. St. Stecher, J. Feichtinger, H. M. Enzensberger. Bozen 1995

Das Institut für Vergleichende Literaturwissenschaft bietet seit längerem Lehrveranstaltungen, die sich mit der Literatur verschiedener Minderheiten befassen. Besonders die Seminare von Beate Eder-Jordan, Literaturwissenschaftlerin und IM-Vorstandsmitglied, setzen sich mit dem Schwerpunkt Roma-Literatur und Literatur der „fahrenden Leute“ auseinander. Einen begleitenden Aspekt bei der Gestaltung dieser Seminare bilden die Lesungsreihen, die das Institut gemeinsam mit der Initiative Minderheiten und mit jeweils anderen Organisationen öffentlich zugäng-

lich veranstaltet. (So konnten wir in der STIMME-22 von einer dieser Veranstaltungen berichten und ein Porträt der Schriftstellerin Mariella Mehr veröffentlichen, das zwei Komparatistik-Studentinnen ausgehend von einem Proseminar verfaßten – wie die vorliegende Reportage über das Bild der „Kärner“ von Gabriele Egger. Wir werden auch in den nächsten Heften erweiterte und überarbeitete Seminararbeiten der Komparatistik-Studentinnen vorstellen.)

Als ein weiteres Produkt dieser Zusammenarbeit zwischen der Initiative Minder-

heiten und dem Institut für Vergleichende Literaturwissenschaft findet nun in Innsbruck eine Lesung von Şerafettin Yıldız statt (weitere Veranstalter: Grüne Bildungswerkstatt Tirol und Fachschaft GeWi). Begleitet wird der türkisch und deutsch schreibende Lyriker und Romancier von der Musikgruppe „Duo Anatolien“ (Gitarre und Saz).

Lesung von Şerafettin Yıldız am 17. Jänner 1998, 20 Uhr im Kulturgasthaus Bierstindl, Klostersgasse 6, 6020 Innsbruck.

red

Istanbul, 30. November 1997

Meine Lieben in der Heimat,

bei dieser Anrede fällt mir ein, daß ich mich hier inzwischen auch schon recht heimisch fühle und mir in Österreich manches gelegentlich befremdlich fremd vorkommt.

Heute ist der Tag der Volkszählung, d. h.: In der ganzen Türkei ist Ausgangsverbot, weil in jedes Haus, jede Wohnung und Hütte die Zähler mit ihren Listen kommen, um jeden einzutragen. Bei uns waren sie schon um 8 Uhr früh, aber wir sind nicht zu erfassen, während, wie ich nachher erfuhr, andere meiner Landleute genauest registriert wurden. Trotzdem dürfen wir nicht problemlos das Haus verlassen. Die Straßen sind leer, sogar die beiden Bosphorusbrücken, meist überlastet, die dritte ist bereits in Planung, sind leer, nein, jetzt ist ein Bus drübergefahren; für Touristen gibt es Sonderregelungen. Etwas später am Tag spielen dann Kinder und Erwachsene unbehelligt Fußball auf den Straßen und Autobahnen, wie ich bei der letzten Zählung vor drei Jahren erfreut beobachten konnte. Trotz der sonst strengen Regelung divergieren die offiziellen Zahlen von den (wahrscheinlicheren) Dunkelziffern, besonders in den Großstädten oder konkret in Istanbul um etliche Millionen. Am Beginn aller türkischen Orte steht eine Tafel mit der genauen Einwohnerzahl. Ich bekam kürzlich ein Foto, danke Thomas!, das etwa 25 Jahre alt ist, da ist die Einwohnerzahl von Istanbul mit etwas

über zwei Millionen angegeben. Ende der Siebziger, als wir das erste Mal hier waren, waren es offiziell über vier Millionen, bei der letzten Zählung über acht Millionen, und man sprach von mehr als zwölf Millionen in Wirklichkeit. Bei Reisen durch die Türkei in den vergangenen Jahren verglich ich die offiziellen Einwohnerzahlen mit denen unseres alten Baedekers aus dem Jahre 1973, meist war es das Drei- bis Fünffache an Zuwachs.

Das Symptom Landflucht erklärt einiges an den Zuständen in den Großstädten. Mehr als 60 % der Türken wohnen in Städten. Es gibt den Spruch: Jeder Stein in Istanbul ist aus Gold; kein Wunder, daß das eine starke Sogwirkung hat. (Dafür, wie auch für das Leben als Gastarbeiter, werden große Opfer auf sich genommen. Man macht sich keine Vorstellung, wie demütigend die Untersuchungen waren, nach denen man erst in die gelobten Länder Deutschland, Österreich ... als Arbeiter aufgenommen wurde.) Die Folgen der Landflucht sind in Stadt und Land deutlich zu bemerken.

Diese Ausgangssperre hat mir also einen ruhigen Tag beschert. Die letzten Tage waren etwas anstrengend gewesen: 28. 11.: Eröffnung des Mosaikmuseums. In einer früheren STIMME berichtete ich bereits über die Restaurierungsarbeiten an den Mosaiken des großen byzantinischen Palastes, die unter der Patronanz der Österreichischen Akademie der Wissenschaften in Zusammenarbeit mit der Generaldirektion der Monumente und Museen der Türkei vor 15 Jahren begonnen wurden. Projektleitung: Prof. Dr. Werner Jobst, Durchführung und Leiter des Restauratorenteams: Mag. Christian Gurtner. In 20 Arbeitsetappen, insgesamt 26 Arbeitsmonate ist das schwierige Werk nun abgeschlossen. Der herrliche Mosaikenboden stammt aus der Zeit Justinians, also aus der Mitte des 6. Jahrhunderts, und war der imperiale Bodenschmuck einer Säulenhofvorhalle des Großen Palastes, einst 1872 m², das größte und schönste Landschaftsmosaik der Antike (aus der Broschüre, die anlässlich der Eröffnung herauskam, übrigens: Ernest Raidl, dem heuer verstorbenen

ehemaligen Direktor des St. Georgskollegs, gewidmet), von dem jetzt nur noch etwa ein Achtel erhalten ist, aber mit seinen Jagdbildern, Tierkämpfen, Szenen aus dem Landleben, Kindergruppen, mythologischen Szenen und Fabelwesen einen gewaltigen Eindruck macht.

Ich erinnere mich noch des Eindrucks, den der damals (1979) nicht oder kaum restaurierte Schmuckboden mit seinen Verwerfungen und Wellungen trotzdem gemacht hatte. Doch nun braucht man weiteren Verfall nicht mehr zu befürchten. Viel türkische und österreichische Prominenz und Medienvertreter hatten sich zur Eröffnung des Museums, das gleichzeitig Schutzbau des kostbaren Mosaikschatzes ist, eingefunden. Am selben Abend gab es im Österreichischen Kulturinstitut noch die Vernissage einer Ausstellung, der ich den etwas unernsten Titel *Eckig ist nicht rund, unsere Welt ist bunt* gegeben hatte: Mosaikentwürfe unserer Schüler, an denen meine Kollegin Waltraud Perfler und ich etwas zähneknirschend und pädagogisch wenig begeistert mit unseren Schülern recht angestrengt gearbeitet und so unseren Auftrag erfüllt hatten. Trotzdem sind einige recht schöne Sachen herausgekommen; wir haben wirklich sehr begabte Kinder. Der Abend schloß mit Mozart und Schubert, am Klavier Roland Batik – und Eigenkompositionen mit seinen *Bridges*. Tags darauf gab's Ökumene mit einem Besuch des Wiener Erzbischofs Schönborn, als Delegierter von *pro oriente*; die Kontakte zur Ostkirche werden hier trotz und nach einigen päpstlichen Un(ge)schicklichkeiten weitergepflegt. Unser Lehrerchor, ich links hinten, sang zur Vorabendmesse des 1. Adventsonntags und zur Weihe der Adventkränze die Alpenländischen und ländliche Messe von Lorenz Mitterdorfer, ja, das alles gibt's inmitten von Istanbul.

Immer schon fand ich *Insel* eine assoziationsreiche und verlockende Metapher, unerreichbar, fern jeder Verwirklichungsmöglichkeit. Ich hab' die Insel, sie ist in meinem Leben Wirklichkeit geworden! Am Donnerstagabend

besteige ich in Istanbul einen Dampfer, und in einer Stunde bin ich auf meiner Insel, Burgaz, eine der Prinzeninseln im Marmarameer. Dort hat unsere Schule einen großen Grund mit einigen Gebäuden darauf, und im sogenannten Herrenhaus, im Eigentum des Ordens der Lazaristen, denen auch das St. Georgskolleg gehört, habe ich eine kleine Zelle und die Möglichkeit, hier meine Zeit zu verbringen, und ich male, studiere, lese, korrigiere Schularbeiten und regeneriere mich in wunderbarer Umgebung. Wenn ich dann ankomme, empfangen mich schon sechs Katzen und drei weiter hinten an der Anlegestelle, und dann erst ein paar heftig wedelnde Hunde, die einem hoffnungsvoll ein paar Schritte folgen und, erfolglos, sich dann nach einem anderen Herrchen umsehen.

Es gibt vier Autos auf der Insel: Polizei, Feuerwehr, Rettung, Müllabfuhr, dafür etliche Pferdekutschen. Als Fußgänger kann man die Insel in einer Stunde leicht umrunden. An der Schiffanlegestelle liegt ein kleiner Ort, in dem und in dessen Umkreis Istanbul ihre Sommerhäuser oder Ferienwohnungen haben. In der übrigen Zeit ist es weltfern ruhig; etwa 1400 Einheimische leben ständig hier, und einer von denen bin schon fast ich, denn ich verbringe, wenn es mir irgendwie möglich ist, fast die halbe Woche hier. Dafür nehme ich auch Unterrichtstage mit acht Stunden in Kauf: So endet meine Schulwoche am Donnerstag um 15 Uhr. Zum Ritual gehört, daß ich im Ufercafé einen Türkischen trinke, natürlich mit einem Glas Wasser, danach noch die nötigen Einkäufe und hinauf durch den nächtlichen Pinienwald zu meiner Zelle. Das Haus, eine traditionelle, holzverkleidete, weißlackierte Villa in pseudoländlichem Stil der Jahrhundertwende mit weitausladendem Balkon rundherum im ersten Stock und vorgezogenem Giebelteil, hohen Räumen, mit Hauskapelle, ist mein wochenendliches Refugium. Es liegt am oberen Ende eines recht steil ansteigenden Olivenhains, dahinter beginnt wieder der Pinienwald, der bis auf den höchsten Punkt der Insel reicht, auf etwa 200 Meter, wo sich eine ortho-

doxe Kirche und ein griechischer Friedhof befinden. Trotz der geänderten Verhältnisse kann man auf Burgaz noch immer ganz ungeniert Griechisch hören, das dann allerdings spontan ins Türkische wechseln kann.

Es gibt außerdem noch zwei orthodoxe Kirchen, eine davon groß und erst kürzlich restauriert, eine Synagoge, sogar einen Versammlungsort der Alewiten und natürlich eine Moschee, und es gibt Armenier auf der Insel, alle in friedlicher Multikulturalität, wie mir scheint. Auch ein bedeutender Dichter lebte hier, Sait Faik, der das damals noch viel bescheidenere Leben auf Burgaz in einem seiner Werke schilderte: *Das Leben ist wie ein Lastkahn*; sein Haus kann jetzt als Museum besichtigt werden. Vom Herrenhaus habe ich einen wunderbaren Blick hinab auf die kleine Löffelinsel und dahinter auf die Küste des Festlandes, dessen flimmernder Lichterschein nachts die sich immer weiter ausdehnende Großstadt verklärt und der 90jährigen, kürzlich verstorbenen Schwester Responsa die Bezeichnung *Diadem* einfallen ließ. Jeden Abend löscht' ich für einige Zeit das Licht an meinem Schreibtisch, um das funkelnde Diadem zu genießen.

Meinen Sonderstatus auf der Insel verdanke ich nicht nur dem Mitleid erregenden Strohritwertum, sondern besonders einem relativ großen Auftrag: Ich soll in den Olivenhain einen Meditationsweg, eine Art Kreuzweg, anlegen und gestalten; wir haben das Thema dann zum Osterweg erweitert. Dafür stehen einige Arbeiter zur Verfügung und als Berater und Organisator Fritz Habegger, Baufachmann unserer Schule und Direktor der Handelsakademie. Ihr könnt Euch vorstellen, daß so ein Auftrag sehr beschäftigt und einiges an Gehirnschmalz bindet; ich werde eher im Sinn von Landart als im traditionellen arbeiten. Etwa 100 Meter Wegs mit Brücken, Kurven, einer Spitzkehre, dort, wo man in den Passionsweg abbiegt, ein Odeon mit Sitzrunde und zentralem Brunnenbecken sind in Arbeit oder bereits in den Hang geschnitten. Der thematische Bezug wird durch unaufdringliche Andeutungen auf dem Weg selbst, in der Wegführung oder durch Bepflanzung,

Musik oder einige wenige plastische Objekte geschaffen. Wir suchen die lokalen Gegebenheiten zu nutzen und die inhaltliche Absicht dezent zu verdeutlichen. Eine sehr reizvolle Herausforderung und meine weitaus größte Arbeit bisher, trotzdem reißt es mich zwischen Malerei und Weggestaltung hin und her, weil ich da auch eine für mich spannende Spur gefunden habe. Um mein schlechtes Gewissen dem großen Werk gegenüber etwas zu beruhigen, greif ich auch gelegentlich zu Schaufel und Pickel oder koche den Arbeitern einen Tee. Ich genieße die einfachen Gespräche – für Höheres reicht mein Vokabular nicht aus, aber ich erfahre allerlei Menschliches. So genieße ich, öfters denke ich mir, ganz unverdient, mein Leben, genieße die entspannende Ruhe, die einem erst deutlich wird, wenn man dort unten ein Schiff vorbeituckern, auf einem Dachstuhl einen hämmern hört, da einmal einen Hund bellen, das klagende lauen (kein Miauen) oder erboste Gekanke der Möwen, das Rara der Raben. Beim Malen muß ich auch noch Luxi, den freundlichen breitschädigen Haushund ein bißchen kratzen oder Mauser, die Haus- und Hofkatze, auf der linken Schulter tragen oder auf meinem Schoß streicheln. Wie sich das auf die Qualität meiner Bilder auswirkt, ist mir egal, wär' natürlich ein nettes Nebenprodukt, wenn es sie zu hoher Kunst erheben würde. Mauser und Luxi jedenfalls gefällt's. Ja, und am Sonntagabend kehre ich wieder zum anderen Leben zurück, wo die Dinge, die mir auf der Insel wichtig sind, keine Bedeutung haben, der Elfenbeinerne Turm. Saint-Exupéry sagt: Du täuschst dich über die Insel – er meint damit das Alleinsein; die Bäume wachsen aneinander in die Höhe ...! Ja, auf der Insel gibt es auch allerlei krummes Gehölz, mir gefällt's!

Kolay gelsin und alles Liebe
Gerald Kurdoğlu Nitsche




Minderheiten & Kultur – Inter-Kulturelles Management in Europa?

Vom 27. bis 29. November 1997 veranstaltete KulturKontakt Austria in Kooperation mit der Initiative Minderheiten, der ORF-Minderheitenredaktion und der Tageszeitung „Der Standard“ ein internationales Symposium zum Thema „Minderheiten und Kultur. Interkulturelles Management in Europa?“. Ein Bericht von Eva Müllner, Organisatorin des Symposiums.

Im Zentrum des Symposiums standen die kulturellen Initiativen von Minderheitengruppen in Ost- und Westeuropa sowie ihre Rolle im europäischen Integrations- und Erweiterungsprozess. Die Veranstalter legten Wert darauf, den Begriff „Minderheiten“ möglichst weit zu definieren und ihn somit nicht nur auf ethnische Minder-

heiten zu beschränken, sondern auch soziale, kulturelle, religiöse, sprachliche, politische etc. Gruppen miteinzubeziehen. Dementsprechend breit war auch das Spektrum: Wissenschaftlerinnen, VertreterInnen von Minderheiten-Initiativen und von verschiedenen europäischen Netzwerken waren anwesend.

Ziel der Veranstaltung war, Ansätze und Strategien zur Verbesserung der Rahmenbedingungen der „Kulturarbeit“ von Minderheitengruppen im nationalen und vor allem europäischen Kontext zu diskutieren und zu entwickeln. Diese Managementfragen umfassen Kommunikations- und Kooperationsmöglichkeiten zwischen den einzelnen Initiativen und auf europäischer Ebene, Fragen der Organisation und Finanzierung, der Information und der internationalen Vernetzung. Instrumente und Maßnahmen wurden diskutiert, mit denen es möglich sein kann, auch den scheinbar schwachen, benachteiligten Gruppen die Aufmerksamkeit der Mehrheit zu verschaffen – vor allem angesichts der viel gepriesenen Vielfalt und Verschiedenartigkeit der europäischen Kulturen.

Das Symposium versuchte einen Spagat zwischen Theorie und Praxis und verknüpfte wissenschaftliche Diskussionen wie Vorträge mit konkreten case studies einzelner Initiativen und

mit Workshops zu den Bereichen Kommunikation, Medien und Bildung.

Die theoretischen Beiträge beschäftigten sich mit dem Begriff des Multikulturalismus und der Mehrfachidentität sowie der Gefahr der Folklorisierung von Minderheitenkulturen. In den Arbeitskreisen war unbestritten, daß sowohl den Medien als auch den Bildungseinrichtungen bei der Vermittlung des Images von Minderheitengruppen eine zentrale Rolle zukommt. Auch der Bedarf nach einer Koordinierung der verschiedenen Netzwerk-Aktivitäten – einem „network of networks“ – wurde deutlich.

Aufgrund des großen Umfangs der verschiedenen Programmpunkte war es in der kurzen Zeit des Symposiums nur möglich, Themen anzureißen und den Gesamtzusammenhang aufzuzeigen. In Folgeveranstaltungen ist eine Konzentration der Thematik auf den Begriff und die Arbeitsweisen des inter-kulturellen Managements beabsichtigt.

Tagungsunterlagen, Thesenpapiere und Dokumentation erhältlich bei: KulturKontakt Austria, Büro für Kulturmanagement in Europa, z. Hd. Eva Müllner, Spittelbergg. 3/8, 1070 Wien, Tel: 01/522 91 60, Fax: 01/522 91 60-14, e-mail: eva.muellner@kulturkontakt.or.at; <http://www.kulturkontakt.or.at/kk>

Minderheitenrechte als Menschenrechte

Die Initiative Minderheiten plant eine Kampagne zum „Menschenrechtsjahr 1998“. Als Auftakt veranstaltete sie gemeinsam mit dem Grünen Klub ein Round-Table-Gespräch über das besondere Jahr im Parlament.

1998 ist ein besonderes Jahr für Menschenrechte: Zum 50. Mal jährt sich die „Allgemeine Erklärung der Menschenrechte“ der Vereinten Nationen und zum 40. Mal die Ratifizierung der „Europäischen Konvention für Menschenrechte“ von 1950 durch die Republik Österreich. Aus diesem Anlaß lud die Initiative Minderheiten (IM) gemeinsam mit dem Grünen Klub im Parlament Anfang Dezember 1997 Menschenrechtsorganisationen und andere NGOs zu einem Round-Table-Gespräch über das „Menschenrechtsjahr 1998“ ins Hohe Haus.

Wie jedes „besondere Jahr“ bietet auch dieses die Möglichkeit, das Jahresthema via Medien und Veranstaltungen verstärkt in die öffentliche Diskussion zu bringen und die Öffentlichkeit zu sensibilisieren. So betonten VertreterInnen der eingeladenen Organisationen im Parlament die Notwendigkeit einer koordinierten Begehung

des „Menschenrechtsjahres“, in dem die bevorstehende EU-Präsidentschaft Österreichs ebenfalls zum Anlaß genommen werden soll, Menschenrechtsverletzungen weltweit zu beanstanden, aber auch den Umgang Österreichs mit dem Inhalt der Konvention zu hinterfragen.

Die Initiative Minderheiten plant in diesem Jahr eine Kampagne – eine Reihe von Aktivitäten, die neben der Beanstandung der Verletzungen von Menschenrechten (wie etwa im Bereich Asylrecht) auch weniger augenscheinliche Aspekte der Thematik forcieren wollen. Besondere Bedeutung kommt dabei auf die Betrachtung der Minderheitenrechte als Menschenrechte zu: Auf der einen Seite bietet somit das „Menschenrechtsjahr“ eine große Möglichkeit für minoritäre Organisationen, eine zweckgebundene Allianz für die Etablierung minderheitenübergreifender Anliegen in Österreich zu bilden – etwa für die Aufnahme der „Staatszielbestimmung“ in die Verfassung oder für die Verabschiedung eines Antidiskriminierungsgesetzes. So formulierte IM-Mit-

arbeiter Vladimir Wakounig beim Round-Table-Gespräch: „Radikal verstanden bedeuten Menschenrechte die Ablehnung der Schwierigkeiten einer Allianz der Minderheiten“, da sie nicht „Rechte der politischen Macht sind“. Auf der anderen Seite zielt die Menschenrechtskampagne der IM auf die Schaffung einer konkreten Basis für diese Allianz, bieten doch die Menschenrechte die beste „gruppenübergreifende“ Grundlage für eine Politik, deren Maßstab und Ziel die Einhaltung der Menschenwürde bildet. Denn, so auch Wakounig in seiner Rede, Menschenrechte sind nicht teilbar – und sie gelten somit für Mehrheit ebenso wie für Minderheit.

Zur Koordinierung dieser Kampagne wird die IM ein „Aktionskomitee“, bestehend aus VertreterInnen der Minderheitenorganisationen, WissenschaftlerInnen und JournalistInnen, ins Leben rufen. Auch die STIMME-Hefte werden sich im Jahr 1998 mit verschiedenen Komponenten der Menschenrechte befassen.

red



Fotos: Mehmet Emir

News

mentation und Intervention. Unter der Hotlinenummer 01/17 600 17 können auch Detailinformationen über diesen neuen Service angefordert werden.

UNICEF-Semi-Final-Preis für „Mission Incognito“

Voriges Jahr gestaltete die Minderheitenredaktion des ORF mit Jugendlichen ein eigenes Sendungsprojekt: „ORF goes to School“ war ein medienpädagogisches Unternehmen von größerem Umfang. Der fünfte Film, „Mission Incognito“ des BG und BRG Wien 15, Auf der Schmelz, wurde als österreichischer Beitrag für den Wettbewerb „UNICEF – Emmy Award“ im Zuge der International Emmy Award Gala in New York eingereicht und unter 2.000 internationalen Mitbewerbern als einer der elf besten Produktionen mit dem UNICEF-Semi-Final-Preis ausgezeichnet. Die STIMME gratuliert der ORF-Minderheitenredaktion und den SchülerInnen des BG und BRG Wien 15 zu ihrem Erfolg.

Fairer Handel mit dem Süden

TransFair – der „Verein zur Förderung des fairen Handels mit den Ländern des Südens“ – hat einen „Einkaufsführer für Menschen mit sozialer Verantwortung“ zusammengestellt, in dem alle Geschäfte in Österreich aufgelistet sind, in dem TransFair-Produkte erhältlich sind. Denn: Billiger Kaffee macht arm – die Pflanzler, Pflücker und Kleinbauern. Dasselbe gilt auch für Tee, Kakao, Orangen. Der faire Handel – der mittlerweile fünf Millionen Menschen erreicht – garantiert den Kleinbauern im Süden faire Preise für ihre Rohstoffe und faire Löhne für ihre Arbeit. Einkaufsführer und Detailinformationen erhältlich bei TransFair, Wipplingerstr. 32, 1010 Wien, Tel: 01/533 09 56, Fax: 01/533 09 57, e-mail: transfair.a@magnet.at

Morgenland

Internationale Solidarität mit der Bevölkerung des Nahen Ostens und des Maghreb – unter diesem Namen hat sich eine Gruppe von Menschen zusammengefunden, die das kritische Interesse an einer Region verbindet, die von Marokko bis in den Iran reicht. Mit verschiedenen Veranstaltungen und der Herausgabe einer Zeitschrift soll Aufklärungsarbeit über die Region und ihrer Menschen geleistet werden. Kontakt: Morgenland, c/o Thomas Schmidinger, Hollerg. 32/11, 1150 Wien, Tel: 01/894 16 66, e-mail: Thomas.Schmidinger@blackbox.at

hk

Lebenszeichen

Die Gesellschaft für bedrohte Völker hat auch für 1998 wieder ihren Kalender „Lebenszeichen“ veröffentlicht. Roter Faden durch alle Monate des neuen Jahres ist das Thema Religionen und Weltanschauungen indigener Völker zwischen Tradition, Gegenwart und Weltreligionen. Durch den Erlös finanziert die Organisation ihre laufende Arbeit; ein Teil des Betrags fließt den im Kalender vorgestellten indigenen Völkern zu. Der Kalender kostet ös 215,- (zzgl. Versandkosten) und kann bei der Gesellschaft für bedrohte Völker, Prinz-Eugen-Str. 52/5, Tel: 01/503 13 36, Fax: 01/503 49 90 bestellt werden.

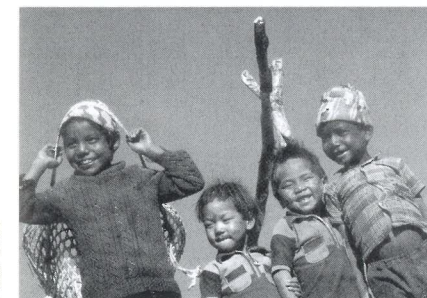


Foto: GfbV

Labalábá ...

– zu deutsch „Schmetterling“ – heißt ein neuer Kulturverein, der die Erforschung, Archivierung und Präsentation von afrikanischen und karibischen Kulturgütern für das hiesige Publikum bezweckt. Aber auch der Austausch soll gefördert, europäische Kunst und Kultur dem afrikanischen und karibischen Publikum nähergebracht werden. Mehr Infos zu den weiteren Vorhaben des Vereines bei Babatola Aloba, Tel: 01/290 52 42, Fax: 01/290 81 87.

17 600 17 – Anti-Rassismus-Hotline

Helping Hands hat gemeinsam mit der Österreichischen Hochschülerschaft und im Rahmen des Jahres gegen Rassismus eine „Anti-Rassismus-Hotline“ eingerichtet. Die Telefonnummer dient als zentrale Anlaufstelle für Zeugen und Opfer rassistischer Übergriffe in Wien und bietet rasch und unbürokratisch Beratung, Doku-

Literatur der Welt im Unterricht

eine Tagung

Innsbruck, 17. - 18. April 1998

Bücher aus den Lebenswelten von Minderheiten und fremden Kulturen in den schulischen Unterricht einzuführen, ist das Ziel einer Reihe von Initiativen – zuletzt von „Literatur der Welt im Unterricht“, eines dreijährigen transnationalen, vom EU-Programm COMENIUS geförderten Projektes, koordiniert von der Initiative Minderheiten.

Die Tagung will Menschen von innerhalb und außerhalb des Schulsystems, die am Thema interessiert sind, an einen Tisch bringen, Resultate bisheriger Arbeiten präsentieren und Perspektiven für die Zukunft entwickeln. Nähere Information sowie bisher produzierte Lehrmittel (Broschüren mit kommentierten Literaturlisten und Unterrichtsvorschlägen) unter:

Initiative Minderheiten, Büro Innsbruck
Klostergasse 6, 6020 Innsbruck
Tel. & Fax: 0512/586 783

IM startet Jugendprojekt

„Let's move together“ ist ein neues Jugendprojekt der Initiative Minderheiten. Mit diesem Projekt bieten wir Jugendlichen bis Juni 1998 die Möglichkeit, mit uns gemeinsam Projekte zu planen, die das Zusammenleben verschiedener ethnischer und sozialer Gruppen fördern. Die Ideen sollen von den Jugendlichen selbst kommen, wir bieten an, bei der Durchführung der Aktionen Hilfestellung zu leisten. Dabei möchten wir Jugendliche unterstützen, die nicht wissen, wie sie ihre Pläne verwirklichen sollen, weil sie keine Erfahrung beim Organisieren haben bzw. nicht in einem Verein organisiert sind. Für „Let's move together“ steht auch ein kleines Budget zur Verfügung, mit dem wir in Einzelfällen die Kosten für Künstler, Werbung usw. teilweise übernehmen können.

Für nähere Informationen oder zur Anforderung des Projektfolders können sich interessierte Jugendliche wenden an:

Mag. Sonja Zettinig
Initiative Minderheiten
Gumpendorferstr. 15/13
1060 Wien
Tel: 01/586 12 49-12
Fax: 01/586 82 17
e-mail: initiative.minderheiten@blackbox.at

Schreiben zwischen den Kulturen

Verein Exil schreibt für 1998 einen Literaturpreis aus

1997 wurde zum ersten Mal der Literaturpreis „Schreiben zwischen den Kulturen“ zur Förderung der Literatur von MigrantInnen und von Angehörigen ethnischer Minderheiten in Österreich vom Verein Exil im Wiener Amerlinghaus ausgeschrieben (wir berichteten in der letzten STIMME). Die Jury, bestehend aus Milo Dor, Marie-Thérèse Kerschbaumer und Josef Haslinger, mußte unter den Einreichungen von 71 AutorInnen auswählen. Der erste Preis über



M. Koch, Preisträger E. Aytaç und C. Stippinger

50.000 Schilling ging an die aus Bosnien stammende Autorin Alma Hadzibeganović für ihren Text „zoom: 24 Stunden ...“; den zweiten mit 30.000 Schilling dotierten Preis belegte der aus

der Türkei stammende Autor Ercüment Aytaç mit seinem Text „Scherbenbett & Schulhof“; der dritte Preis (dotiert mit 20.000 Schilling) erging an den Rom Mišo Nikolić und an Youngsook Kim aus Korea. Den mit 10.000 Schilling dotierten Preis für Jugendliche teilten sich Deniz Turan und Elvira Medinić. Die ausgezeichneten Beiträge wurden in einem gleichnamigen Buch zusammengefaßt (siehe Besprechung auf S. 31).

Auch 1998 wird der Literaturpreis „Schreiben zwischen den Kulturen“, finanziert von BKA Kunstsektion, Kulturabteilung der Stadt Wien und Wiener Integrationsfonds, wieder ausgeschrieben. Einsendeschluß ist der 28. Februar 1998, teilnehmen können alle Personen, die seit mindestens einem halben Jahr in Österreich leben. Die Dotierungen bleiben gleich wie im Vorjahr. Nähere Information:

Verein Exil im Amerlinghaus
Stiftgasse 8, 1070 Wien
Tel.: 01/523 64 75

hk

Foto: Amerlinghaus

Alle verwandt – alle verschieden

Noch bis 2. März zeigt das Naturhistorische Museum in Wien die Sonderausstellung „Alle verwandt – alle verschieden“. Die Ausstellung thematisiert die biologischen Gemeinsamkeiten und Unterschiede aller Menschen. Die Besucher erfahren, wie wir miteinander verwandt sind und warum doch jede/r einzigartig ist.

Die vom Musée de l'Homme in Paris gestaltete Ausstellung wurde bereits mit großem Erfolg in mehreren Ländern gezeigt. Erstmals wird sie nun im Rahmen des europäischen Jahres gegen Rassismus im deutschsprachigen Raum präsentiert.

Naturhistorisches Museum, Maria-Theresien-Platz, 1010 Wien; täglich außer Dienstag von 9 bis 18 Uhr.

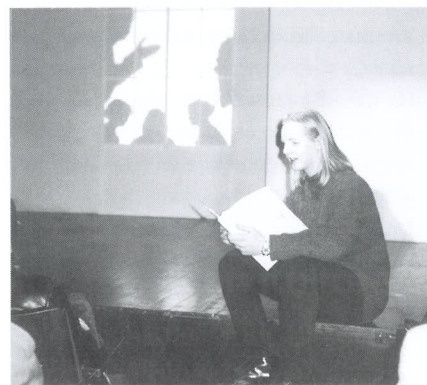
Infos unter Tel.: 01/521 77-335, Fax: 01/521 77-585, e-mail: elisabeth.belcic@nhm-wien.ac.at; das Programm kann auch im Internet unter <http://www.nhm-wien.ac.at> abgerufen werden.

hk



Foto: Naturhistorisches Museum

Die HAK, die Liebe und das Theater



Wir sind sehr stolz auf uns, es ist uns wieder eine Theaterproduktion gelungen: „Love – Liebe – Láska“, eine szenische Lesung in deutscher, tschechischer und englischer Sprache mit Musik, produziert von der BHAK Gmünd/NÖ mit und im Wald4tler Hoftheater in Pürbach, aufgeführt für österreichische und tschechische Gäste am 16. Oktober 1997.

Wegen des Standortes der Schule in unmittelbarer Grenznähe werden österreichische und tschechische Schülerinnen gemeinsam in deutscher Sprache nach dem österreichischen Lehrplan unterrichtet. AbsolventInnen aus gemischten Klassen betonen, daß diese gemeinsame Bildung entscheidend zum Abbau von Vorurteilen beigetragen, Freundschaften gefördert und Möglichkeiten zur späteren wirtschaftlichen Zusammenarbeit eröffnet hat. Sie

bedauern auch, daß Tschechisch für deutschsprachige SchülerInnen nicht angeboten wird.

Aber immerhin sind unsere Theaterproduktionen mehrsprachig. Außerdem dürfen die SchülerInnen alle Räume und technischen Einrichtungen des Wald4tler Hoftheaters nutzen und können unter der Anleitung des Theater-Teams lernen, was zum Gelingen einer Aufführung notwendig ist.

Derzeit planen wir eine weitere Produktion zum Thema „Arbeit – práce“, wieder unter der künstlerischen Leitung von Harald Gugenberger, dem Intendanten des Hoftheaters, musikalisch unterstützt von Wolfgang Ableidinger.

Elisabeth Springer, Lehrerin und organisatorische Betreuerin der Theaterprojekte an der HAK Gmünd

Foto: Elisabeth Springer

Paradoxes Liedgut

Moni Liedl
Paradox, M 345, CD Mof-Art
In meiner Hand/Paradox 2,
M 345-2, CD Mof-Art
(Beide zu bestellen unter Tel.: 0333/3493)

Mit „Paradox“ gelang der steirischen Liedermacherin und Chansonette Moni Liedl schon vor einiger Zeit ein selbstproduzierter Tonträger,

der Spannendes zu bieten hatte: Frauenlieder, die (von Konstantin Wecker bis Jacques Brel) ausnahmslos aus männlicher Feder stammen.

Auf ihrer brandneuen CD „In meiner Hand – Paradox 2“ mit eigenen Liedern, von Samba bis Rock, ist sie experimentierfreudiger denn je. Mit bitterer Ironie und kritischem Feinsinn skizziert sie ihre ins Ohr gehenden Frauenbilder: von unbeirrbar Mutterkreuz-Trägerinnen und verhinderten Huren, von Hexen, glücklosen Spielerinnen und einsamen Wölfinnen auf der Flucht vor sich selbst.

Gabriele Müller-Klomfar



Foto: Liedl

Ensemble Klesmer

Live in Prag
CD, Extraplatte EX 317-2

Keine Simche ohne Klesmer, keine Feierlichkeit ohne Musiker – diese Jahrhunderte alte Lebensregel europäischer Juden bildete die Quelle der Hochzeits- und Festmusik in den Stetln wie Dörfen, die ihre Hochblüte im 19. Jahrhundert erreichte. Diese mündete durch Einflüsse auch nichtjüdischer Musikstile und durch zunehmende Virtuosität der Interpreten in einen Sound, der sich vor der Nazi-Herrschaft großer Beliebtheit erfreute und seit einigen Jahrzehnten ein Revival erlebt.

Ensemble Klesmer Live in Prag



Marios & Julie

Nostos
CD, Extraplatte EX 321-2

Mit seiner ersten CD „Panorama“ bewies das in Wien lebende Duo Marios & Julie, daß es sich in allen Facetten der griechischen Musik heimisch fühlt und daß es obendrein durchaus imstande ist, das „Feeling“ dieser zwischentönenreichen Musik auch in heutige klingende Eigenkompositionen herüberzuretten. Da ist es nur konsequent, daß die nun vorliegende zweite, in Athen aufgenommene CD der beiden MusikerInnen mit langer Live-Erfahrung der schwierigen Aufgabe gewidmet ist, „Standards“ zu interpretieren. Wenn schon seit Jahrzehnten fast jede/r Jazzmusiker/in die eigene Einfühlbarkeit und Reife anhand einer Neuversion von „Summertime“ unter Beweis zu stellen sucht, warum sollte sich ein griechisches Duo nicht an einer Latin-Version des 70er-Jahre-Hits „Maria me ta kitrina“ versuchen?

So gelingt es Marios & Julie mit „Nostos“, begleitet von renommierten Musikern der Athener Szene, eine breite Klassiker-Palette aus

bles eine Live-Aufnahme ist, entspricht der deklarierten Intention, möglichst originalgetreu Klang und Stimmung der Klesmer-Musik zu vermitteln. Auch die Auswahl der Stücke zeugt von der Absicht, die facettenreiche Welt dieser Tradition mit ihren unterschiedlichsten Stilrichtungen und Wurzeln zu rekonstruieren: chassidische Lieder und Tanzmelodien (Nign), jiddische Volkslieder, Schabbat- und Purimlieder, Hochzeitstänze, „Gass'n Nign“ genannte Gassenhauer, in den USA und in Europa für berühmte Klesmer-Ensembles komponierte Stücke oder von Liedermachern wie Mordechai Gebirtig geschriebene Lieder ...

Eine einfühlsam eingespielte Auslese der Klesmer-Musik, vom Phonogrammarchiv der Österreichischen Akademie der Wissenschaften sorgfältig aufgenommen und mit einem informativen Beiheft ausgestattet.

M. Fürst

Rembetika, traditionellen Stücken mit der Heimat in Ipiros und Ikaria sowie aus Balladen neueren Datums zu präsentieren, ohne dabei auch eine Sekunde museal zu klingen.

Wohldurchdachte Arrangements, locker gespielte Riffs, virtuos gesungene Melismen, exakte Tempi und Dynamik zeugen davon, mit welchem Ernst das Duo an die Wurzeln dieser Musikrichtung(en) herangeht und sie auf würdige Weise aktualisiert. Die bereits erwähnte Version von der „Maria mit dem gelben Kleid“ sowie einige andere Titel deuten gleichsam auf ein mediterranes Augenzwinkern hin, ohne das jede Standard-Interpretation in tödlichen Ernst ausarten würde.

Großes Lob verdienen auch die Aufnahme und die Abmischung der Stücke. So klingt die Busuki nicht wie eine E-Gitarre aus Les Pauls Zeiten, und so kann auch das Wort „Baglama“ nicht mit seinem picksüßen phonetischen Onkel Baklawa verwechselt werden.

mh

MARIOS & JULIE



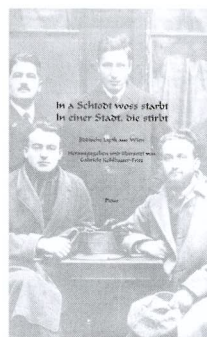
ΝΟΣΤΟΣ

Lyrik aus einer sterbenden Stadt

Gabriele Kohlbauer-Fritz (Hg.): In a Shtodt woss scharbt. Jiddische Lyrik aus Wien, Wien: Picus Verlag 1995, 204 S., öS 248,-

Gojim: In a shtodt woss scharbt. Jiddische Lyrik und Musik aus Wien EX 307-2, CD Extraplatte

Jüdische Schriftsteller deutscher Zunge haben die österreichische Literaturgeschichte vom ausgehenden 19. Jahrhundert bis zum Holocaust nachhaltig geprägt. Weitgehend unbekannt ist aber das jiddische Literaturschaffen geblieben, das im selben Zeitraum vor allem in Wien eine kurze, aber heftige Blüte erfuhr. Parallel zur ar-



rierten Gruppe assimilierter österreichischer Juden haben sich hier ostjüdische Einwanderer aus Galizien, Rumänien und Rußland zusammengefunden, die an den literarischen Zeitströmungen teilhaben wollten, ohne ihre sprachlich-kulturelle Identität aufzugeben. In den frühen zwanziger Jahren entstand so in den Kaffeehäusern und Kellertheatern der Wiener Leopoldstadt eine pulsierende jiddische Kulturszene; Verlage wurden gegründet und eine Vielzahl eigener Zeitschriften herausgebracht.

Die Slawistin und Judaistin Gabriele Kohlbauer-Fritz, Kuratorin im Jüdischen Museum, hat sich daran gemacht, diese längst vergessenen Schätze zu heben und in Form einer

zweisprachigen Lyrik-Anthologie (im jiddischen Original, in einer transkribierten Version und in deutscher Übersetzung) zu veröffentlichen.

Inspriert von der Kraft und Authentizität der Texte hat jetzt die Wiener Musikgruppe *Gojim* das Ihre zur Wiederbelebung beigetragen und eine Auswahl daraus vertont: seit neuem auch zu hören auf der gleichnamigen CD.

Gabriele Müller-Klomfar



Flucht aus Pale

Mladen Vuksanović: Pale – Im Herzen der Finsternis. Tagebuch Wien/Bozen: Folio Verlag, 150 S., öS 248,-

Die Tagebuchaufzeichnungen eines serbischen TV-Journalisten gehören zu den beklemmendsten Schilderungen des Kriegs in Ex-Jugoslawien. „Im Herzen der Finsternis“ steht im Untertitel. Und wenn man das Buch liest, weiß man, daß dies keine Übertreibung ist. Der serbische TV-

Journalist, Regisseur und Publizist Mladen Vuksanović, Sohn eines montenegrinischen Vaters und einer slowenischen Mutter, hat vom 5. April 1992 bis zum 15. Juli desselben Jahres Tagebuch geführt. Nach der Weigerung, für das Fernsehen der Republika Srpska zu arbeiten, verbrachten er und seine Frau drei Monate in einer Art Hausarrest in Pale, einer Kleinstadt 30 Kilometer südlich von Sarajewo.

Vuksanović schildert in seinen nun veröffentlichten Tagebuchaufzeichnungen, wie der aggressive Nationalismus Schritt für Schritt von Menschen Besitz ergreift, er zeigt den schleichenden Prozeß der Entmenschlichung, Verrohung und

Entdemokratisierung in seinem engsten Freundeskreis. Ehemalige Kollegen vom Fernsehen fallen in Worttiraden über Bosnier, Slowenen und die westliche Welt her, die sie als Aggressoren und Kriegstreiber verteufeln. Vuksanović schließt sich diesen Haßtiraden nicht an, im Gegenteil: Er distanziert sich von denen, die ihm vielleicht sogar helfen könnten, das Land zu verlassen. Gemeinsam mit seiner Frau harrt er in seinem Wohnhaus in Pale, dem Militärstützpunkt der serbischen Armee, aus, bis ihm die Flucht gelingt.

Ein Buch, das die Grausamkeit des Kriegs plastisch vor Augen führt.

Stefan Nicolini

Geschichten aus dem Orient

Beatrix Saharkhan: Engel aus 1001 Nacht Wien: Milena Verlag 1997, 260 S., öS 268,-

Die Türkei, faszinierendes Tor zum Orient: Mit einer Hand fest an den europäischen Kontinent geklammert, den Körper an Asien geschmiegt, beherbergt sie eine Gesellschaft voller Vielfalt, Widersprüche und Probleme. Ihre Tiefe und Komplexität im Rahmen eines kurzen Urlaubsaufenthaltes (womöglich in einem Clubdorf) ausloten zu wollen, ist unmöglich.

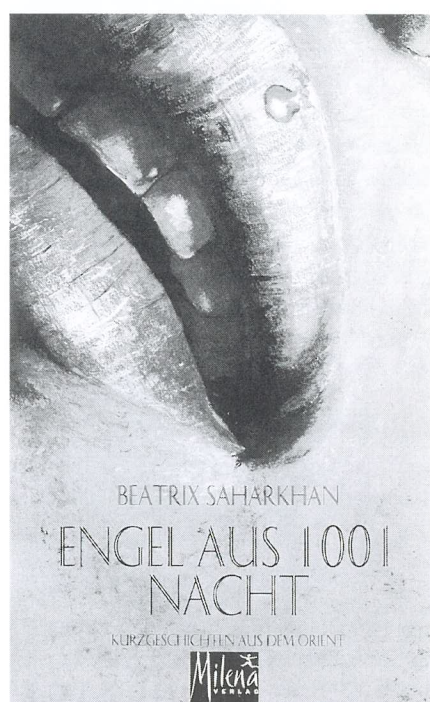
Die Westösterreicherin Beatrix Saharkhan hat es nicht dabei belassen: In den letzten 20 Jahren hat die Musikerin, Pädagogin und Autorin ausgedehnte Reisen in die Türkei und in andere

Länder des Vorderen Orients unternommen, im Rahmen jahrelanger Aufenthalte die Möglichkeiten intensiver Nähe und tiefer Einblicke genutzt und im Spiegel der fremden Kulturen auch die Tugenden und Tücken der eigenen entdeckt. Der ambivalente Einfluß des westlichen Tourismus auf die Gesellschaft des „Gastlandes“ fiel dabei ins Auge: Auf der egozentrischen Jagd nach unerfüllten Sehnsüchten führt dieser neben Devisen auch zwischenmenschliche Irritation und sexuelle Ödnis im Reisegepäck ein.

„Engel aus 1001 Nacht“ nennt Saharkhan ihre vor kurzem erschienene Sammlung erotischer Kurzgeschichten, in der sie den Widerspruch zwischen Orient und Okzident auf sinnlicher Ebene thematisiert.

„Vielleicht begreift man die Seele eines Volkes erst dann richtig, wenn sich ein Liebesverhältnis entspinnt. Auf alle Fälle zeigt JEDE Gesellschaft im Umgang mit der Sexualität ihr wahres Gesicht!“

Gabriele Müller-Klomfar



Sprache als Weg zum Verstehen

Kristina Karall u. a.: Sprachkurs Burgenlandkroatisch / Gradišćanskohrvatski glasi (hg. vom Kroatischen Akademikerklub / Hrvatski akademski klub). Weitra: Bibliothek der Provinz 1997 3 Bücher & Doppel-CD, öS 498,- (Erhältlich bei: Bibliothek der Provinz, Richard Pils, Großwolfgers 29, A-3970 Weitra)

Die Republik Österreich – und vor allem das Land Burgenland – sind heute stolz auf ihre sprachliche Vielfalt und den kulturellen Reichtum des Landes. Aber dieser Reichtum ist nicht selbstverständlich. Die kleineren Sprachen Österreichs verlieren an Boden. Ihre Weitergabe von Generation zu Generation ist nicht mehr automatisch gewährleistet.

Die BurgenlandkroatinInnen leben heute in einem mehrsprachigen Umfeld. Für die Erhaltung und Entwicklung der kroatischen Sprache ist in diesem Milieu die Funktionalität der kroatischen Sprache notwendig. Voraussetzung für die Funktionalität der Sprache ist wiederum, daß sie von möglichst vielen Menschen gesprochen oder zumindest verstanden wird.

In den letzten Jahren sind das Bewußtsein für die Bedeutung der Zweisprachigkeit und das Interesse an der burgenlandkroatischen Sprache stetig gewachsen. Als Reaktion darauf hat der Kroatische Akademikerklub auf

Grund moderner pädagogischer und sprachdidaktischer Methoden einen Sprachkurs erarbeitet. Alle, die die burgenlandkroatische Sprache erlernen wollen und alle, die ihre bestehenden Sprachkenntnisse verbessern oder vervollständigen wollen, sollen mit diesem Sprachkurs die Möglichkeit dazu bekommen.

Der Sprachkurs *Gradišćanskohrvatski glasi* ist ein Lehr- und Lernmaterial für Erwachsene. Er eignet sich sowohl als „Selbstlernmaterial“ als auch für den Unterricht an höheren Schulen bzw. in der Erwachsenenbildung. Vorrangiges Ziel ist es, die im Alltag gesprochene Sprache zu verstehen. Deshalb werden die Lernenden mit normaler Sprechgeschwindigkeit bzw. mit authentischen Alltagsszenen konfrontiert (CD 1). Darüber hinaus vermittelt der Sprachkurs einen Einblick in die burgenlandkroatische Literatur und Musik unseres Jahrhunderts (CD 2). Liedtexte, Gedichte, Prosa- und Dramenauszüge sind ein Querschnitt durch die burgenlandkroatische Literatur vom Anfang unseres Jahrhunderts bis in die Gegenwart. Die Interessenten sollen in die Lage versetzt werden, das Burgenlandkroatische so zu

verstehen, wie sie im Alltag mit ihm konfrontiert werden: mündlich in Gesprächen auf der Straße und im Wirtshaus, im Radio, schriftlich in den Printmedien und Büchern. Schließlich ist das Verstehen der Schlüssel zum Verständnis für das Kroatische im Burgenland, für die Menschen, die es sprechen und für ihre Kultur und Identität.

Obwohl die Beherrschung der Grammatik für den Erwerb einer Fremdsprache keine notwendige Bedingung ist, bietet der Sprachkurs *Gradišćanskohrvatski glasi* erstmals eine praxisorientierte Grammatik des Burgenlandkroatischen. Diese Grammatik ist zugleich die erste umfassende des Burgenlandkroatischen in deutscher Sprache überhaupt. Die beigefügte Grammatik ist darüber hinaus vor allem für jene interessant, die zwar Burgenlandkroatisch sprechen, aber nicht die Möglichkeit hatten, auch korrekt schreiben zu lernen.

Weitere Auskünfte: Hrvatski akademski klub / Kroatischer Akademikerklub, Schwindgasse 14, 1040 Wien, Tel.: 01/505 71 06, Fax: 01/504 63 54-9, e-mail: hakhc@xpoint.at

red



Wegbegleiter für Behinderte

Ob Bildung, Sport oder Kultur: Damit die Freizeitgestaltung für behinderte WienerInnen nicht zum unüberwindbaren „Hürdenlauf“ wird, gibt es jetzt gute Tips zum Nachschlagen. Der rund 700 Seiten starke „Behindertenatlas – Kul-

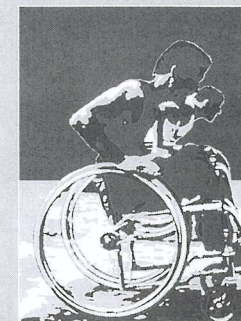
tur und Freizeit“ informiert über behindertengerechte Einrichtungen ebenso wie über die kleinen und großen Fallen, die die Mobilität (vom Kino über Theater, Bücherei und Jugend- bzw. Pensionistenclubs bis hin zur Sauna) komplizierter machen oder nur mit Assistenz zu bewältigen sind.

Das Buch ist – ebenso wie der bereits 1996 erschienene Behindertenatlas „Ämter und Soziales“ – für Betroffene gratis und für alle anderen Interessenten um öS 120,- beim Landesjugendreferat der MA 13 (Tel.: 01/4000-84 396) erhältlich.

Übrigens: Die Gemeinde nimmt weitere Vorschläge und Informationen jederzeit gerne entgegen, denn der Behindertenatlas soll auch in Zukunft verbessert und erweitert aufgelegt werden.

gmk

Behindertenatlas der Stadt Wien



Kultur Freizeit

Grenzgänger-Literatur

Christa Stippinger (Hg.):
Schreiben zwischen den Kulturen.
Eine Anthologie
Wien: edition exil 1997
122 S., öS 180,-

(Zu bestellen unter: Verein exil – edition exil,
Stiftgasse 8, 1070 Wien, Tel.: 01/523 64 75,
Fax: 01/523 40 09)

Zwischen den Kulturen: ein Raum, in dem sich
Mitgebrachtes und Neuerworbenes zueinan-
dergesellt, verzahnt oder abstößt, mit Schmerz
erlebt und auch als Bereicherung. Zwischen
den Kulturen, das heißt nicht mehr dort sein
und auch nicht angekommen sein.

Diesem Raum Sprache zu verleihen war
das Anliegen eines Projektes des Vereins Exil:

Feine Auslese türkischer Literatur

Podium, Nr. 106, Dezember 1997:
Türkische Literatur.

Zu bestellen (Einzelheft öS 80,-; Jahresabo öS
250,-) unter der Sekretariatsadresse: Eva Gan-
ner, Johann-Strauß-Gasse 4/II/8, A-1040
Wien

Die in Wien erscheinende Literaturzeitschrift
Podium widmet ihre neueste Ausgabe der tür-
kischen Literatur. Bereits die Auswahl der Auto-
rinnen und der Texte verspricht eine außerge-
wöhnliche Lektüre. Der hier präsentierte Quer-
schnitt dieses pulsierenden, im Westen doch
völlig unbekannt oder nur in Klischees rezi-
pierten literarischen Erdteils tanzt sprichwörtlich
aus der Reihe. Keine künstlichen „Ost-West-
Gegensätze“, keine Identitätsbrüche zwischen
Islam und Abendland, keine billige Pflug- und

Zum ersten Mal wurde im Herbst 1997 der
Literaturpreis „Schreiben zwischen den Kultu-
ren“ ausgeschrieben (siehe Bericht auf S. 26).
Die preisgekrönten Texte von Alma Hadzibe-
ganović (Bosnien), Ercüment Aytac (Türkei),
Mišo Nikolić (Serbien/Österreich) und Young-
sook Kim (Korea) sowie die mit einem Son-
derpreis prämierten Texte der jugendlichen
Autorinnen Elvira Medinić (Bosnien) und Deniz
Turan (Türkei) wurden in der vorliegenden An-
thologie publiziert, mit einem Bild von Ceija
Stojka auf kirschrotem Einband sehr anspre-
chend gestaltet.

Die Interviews mit den Autorinnen, die auf
den jeweiligen Text folgen, verdeutlichen über
den Text hinaus die psychische Situation von
Menschen, die das Schicksal nach Österreich
verschlagen hat. Da wird Demokratie in den
Beziehungen genannt, die mit Kälte bezahlt
wird. Das Aufeinanderprallen traditioneller ori-
entalisch-patriarchalischer und hiesiger, auf-
geweicht-patriarchalischer Erziehungsmuster.
Da kommen die seelischen Wunden heraus,

Dorfvorsteher-Literatur, kein zur Schau gestell-
ter Mythos-Supermarkt wird da angeboten;
sondern Ağaoğlu, Özel, Ayhan, Batur – Namen,
die mindestens die beiden letzten Generatio-
nen in der Türkei mit ihrem ungewöhnlichen
Idiom und ihren thematisch wie handwerklich
innovativen Akzenten literarisch geprägt haben,
werden mit ihren repräsentativsten Texten und
in einer gekonnt einfühlsamen Übersetzung
vorgestellt. Zweifelsohne sind sie nicht die ein-
zigen „Türken“, die den Fluß der orientalischen
wie nomadischen Erzähltradition und die
osmanische Kunst der Ornamentierung mit
den Experimenten der europäischen Literatur-
Avantgarde seit der Jahrhundertwende glück-
lich verbinden und eine zeitgenössische Lite-
ratur türkischer Zunge schaffen konnten. Sie
sind allerdings die in unseren Breitengraden
wohl unbekanntesten.

Wie jede Auswahl ist auch diese unvoll-
ständig; Ercüment Aytac – selbst in Wien
lebender Schriftsteller türkischer Herkunft und
gemeinsam mit Beppo Beyerl Editor dieser

die der Jugoslawienkrieg dem jungen
Mädchen aus Brcko zugefügt hat. Ihr wird das
Schreiben zur Therapie. Da nimmt das Leben
fahrender Roma von einst noch einmal Gestalt
an, Härte, Unbarmherzigkeit und Schönheit,
Liebe und Haß werden erzählt, dem Vergessen
entrisen.

Schreibende zwischen den Kulturen: Grenz-
gänger, Leidende und Reiche gleichzeitig – sie
fahren an einem Wendepunkt ihres Lebens in
ein fremdes Land und erfahren die Welt durch
die eigene Doppeltheit. Sie sind den Behau-
sten, den Behäbigen voraus im Erkennen, aber
sie bezahlen durch ihr Leiden daran; wer unter
ihnen aber das Bereichernde wahrnimmt,
genießt es auch.

Dieses Buch schafft Einblicke, läßt besser
verstehen, ist darum so wichtig und sei ans
Herz gelegt, den LehrerInnen in der Schule und
allen, denen das Begreifen der Welt als viel-
schichtiger Raum außerhalb von Knödel und
Kalbsbeuschl ein Anliegen ist.

Ruth Karzel

Podium-Nummer – nennt aber das Kind beim
Namen, daß es sich nämlich um Texte han-
delt, die ihm und der Übersetzerin Gülmihri
Aytac „einfach saugut gefallen haben“. Daß
sich dabei einige „blinde Passagiere“ an Bord
befinden, stört nicht weiter, werden die Lese-
rInnen doch durch die nun erstmals auf
deutsch vorliegenden Übersetzungen etwa
einiger Gedichte von Ece Ayhan entschädigt.

mh



Im Dezember 1997

Schwer hat man es als Vertreter einer Min-
derheit heutzutage, wenn man gleichzeitig
einer hungrig-lüsternen Mehrheit zum Fraß vor-
geworfen wird. Vorbei sind die Zeiten, in denen
wir nur scheel angeschaut worden sind, wo
die Diskriminierung nur quasi im Vorüberge-
hen stattgefunden hat. Niemand würdigt mehr
unsere Verdienste für die Volkswirtschaft, unse-
re Reputation ist total unterm Hund, wir zählen
praktisch zu den Vogelfreien. Vor Jahrzehnten,
da hatten wir noch Verbündete in Politik und
Wirtschaft, da wurde das Banner der Freiheit
noch hochgehalten. Aber jetzt? Eine riesige
Medienkampagne hat uns verteufelt, und die
letzten Verbündeten haben uns verlassen. In
schwachen Sekunden frage selbst ich mich,
ob es überhaupt noch einen Sinn hat, oder ob
es nicht auch für mich schon Zeit ist, die Flin-
te ins Korn zu werfen.

Flinte, Korn – das sind die Zentralwörter!
Was waren das für herrliche Tage, als wir nach
frustrierender Arbeit und Streit mit der Familie
einen Ausweg hatten: fünf Krügel, vier Viert-
erln, drei große Korn, und dann rein ins Auto
– mit der Pumpgun auf dem Beifahrersitz. Und
pffffffft! durch die Straßen, sssssssssssst! um
die Kurven, rmmmmmmmm! auf die Auto-
bahn. Dann ein kurzer Halt bei einer Raststät-
te: drei Krügel, zwei Vierterln, ein großer
Zwetschgemer. Und wieder rein in die Schüs-
sel, ein ordentlicher Start, den Fuß fest auf dem
Gaspedal. Und dazu die Sicherheit, die vom
Beifahrersitz ausströmt! Ein freier Mann auf frei-
er Fahrt in einem freien Land – das war ein-
mal. Wir sind sozusagen vom Jäger zum
Gejagten geworden.

Na gut, Kleinigkeiten sind immer passiert.
Daß da einer im Süden von Wien wegen eines
Weingartens innerhalb der Familie aufräumt,
daß einer im salzburgischen Mauterdorf ein
wenig unverantwortlich mit seinen Waffen
umgeht, daß auf der Westautobahn einer Bas-
ketball-Schülermannschaft ein Unglück passiert
ist – das sind doch alles nur Einzelfälle, die
über Gebühr aufgebauscht werden. Dann plu-
stern sich selbsternannte Sicherheitsaposteln
auf, da machen sich Bedenkenträger wichtig,
da jault sie wieder auf, die links-linke Mafia,
und unsere Freunde und Verbündeten in der
Österreichischen Veltliner-Partei und den Fröh-
lichen Promillionären Österreichs geraten irr-
sinnig unter Druck.

Dabei zeigt uns Bayern, daß es auch anders
geht. Dort hatte ein früherer CSU-Strategie
das Pech, daß ihm Personen ins Auto rannten, als
er ein wenig über den Durst getrunken hatte.
Er ist dann von seinem Posten zurückgetreten
und nach einigen Jahren wieder gekommen:
als bayerischer Wirtschaftsminister. So gehört
sich das. Er ist übrigens auch ein passionierter
Jäger.

Aber bei uns? Ein kleiner Vorfall – und
sofort ein großes Geschrei! Linksrabiate Lehrer
haben nichts anderes im Sinne, als ihre unrei-
fe Brut auf uns zu hetzen. Anstatt daß sie etwas
Ordentliches lernen, haben sie demonstriert,
die Schüler. Hauptsache, sie können den Unter-
richt schwänzen. Nix Chemie lernen, etwa nüt-
zliche Formeln von Frostschutzmitteln für die
Weinproduktion, nix lustige Ballistik-Berech-
nungen im Mathematikunterricht. Aber sich
zusammenrotten auf der Ringstraße und vor
dem Parlament Fahnen schwenken. Die sollen
erst einmal eine ordentliche Fahne haben,
damit sie wissen, wovon sie reden. Noch per-
verser: Die Meute stammt aus einer exzellen-
ten Weingegend – ein weiterer Beweis dafür,
daß das Heimatbewußtsein in der Krise ist.

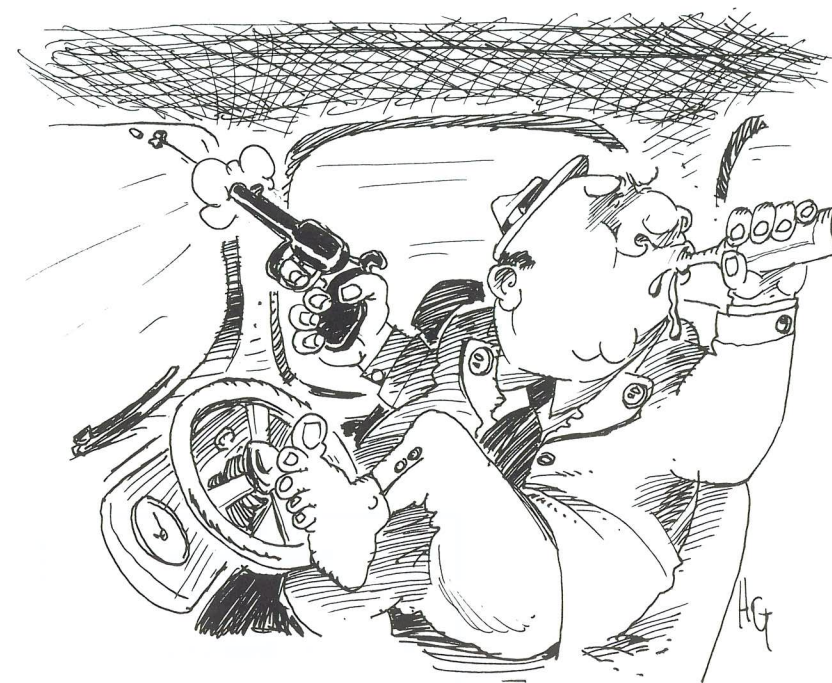
Und wie reagiert die Öffentlichkeit? Anstatt
auf die Peinlichkeit des Kinderkreuzzugs gegen
uns Kampftrinker und -driver hinzuweisen,
ergehen sich alle in bewunderndem Gesülze.
Von angewandten Tugenden war da die Rede,
von Änderungsbedarf, von diszipliniertem Ein-
treten für eine Gesetzesnovelle. Alles Blödsinn,
die wollten nur großräumig einer Schularbeit
ausweichen. Das Ergebnis war eine Katastro-
phe. Alle sonst verlässlichen Medien, die sonst
vollstes Verständnis für uns einheimische
Tschecheranten und Waffennarren haben, weil

wir für tolle Geschichten auf den Chroniksei-
ten sorgen, sind umgefallen. Selbst unsere Par-
lamentarier, die im Sommer noch dafür sorg-
ten, daß sich die Systemveränderer brausen
gehen können, sind da schmähad geworden.
Der burgenländische Sicherheitssprecher
hat zwar wortlos mit seiner roten Nase die
Solidarität mit uns gezeigt, aber bei der Abstim-
mung war nichts mehr zu retten. Aus ist's mit
unserem schönen Hobby.

Und nicht genug damit: Jetzt wollen sie
noch dazu das österreichische Volk entwaff-
nen. Da sorgen wir mit viel Liebe und Privat-
initiative dafür, daß Österreich trotz des prekären
Zustandes des Bundesheeres wohlgerüstet in
die NATO eintreten kann – angeblich haben
wir ja schon über eine Million Faustfeuerwaf-
fen eingebunkert. Der Mensch ist halt ein Jäger
und Sammler. Ist denn das Gewalt, wenn das
Büchserl knallt? Die sollen sich doch um wirk-
lich Wichtiges kümmern, etwa um die illega-
len Einwanderer, und uns, die wir die Heimat
schützen, endlich in Ruhe lassen!

Selbst unsere Kinder werden schon fertige-
gemacht, wenn sie die Krach'n vom Papa mit
in die Schule nehmen, um ein bißchen Auf-
merksamkeit zu erregen. Da schlagen dann
die Schuldirektoren die Hände über dem Kopf
zusammen und machen Meldung bei der vor-
gesetzten Behörde. Es erschießt ja nicht jeder
Schüler seine Lehrerin wie der in Zöbern. Wenn
das so weitergeht, werden wir alle nach Tirol
auswandern und in einen Schützenverein ein-
treten müssen, damit wir noch zu einem Schuß
kommen.

Aber auch wenn der Zeitgeist gegen uns
ist, eines ist sicher: Meine letzte Kugel ist noch
nicht abgefeuert.



stimme stimme stimme stimme stimme stimme stimme
stimme stimme stimme stimme stimme stimme stimme
stimme stimme stimme stimme stimme stimme stimme
stimme stimme stimme stimme stimme stimme stimme
stimme stimme stimme wann abonnieren Sie die stimme
stimme stimme stimme stimme stimme stimme stimme

Erscheinungsort Innsbruck, Verlagspostamt A-6020 Innsbruck
P.b.b. Bürgerinitiative Demokratisch Leben Nr.: 13/97
Aufgabepostamt A-9020 Klagenfurt



bm:wvk



Bundesministerium
für Umwelt, Jugend
und Familie



Bureau de poste
A-9020 Klagenfurt
(Autriche)
Taxe perçue – Envoi à taxe réduite